IHR TÄUBCHEN, UNSER SIEG IST SICHER

Kernsätze aus einer unzensierten Chruschtschew-Rede

Der sowjetische Ministerpräsident Nikita Chruschtschew, der Anfang dieses Monats Ungarn zum 13. Jahrestag seiner Befreiung von den Deutschen besuchte (SPIEGEL 17/1958), hielt nach seiner Rückkehr im Moskauer Sportpalast vor 15 000 Zuhörern eine Siegreif-Ansprache, die von allen sowjetischen Radiostationen — und auch vom sowjetischen Soldatensender in der sogenannten DDR — direkt übertragen wurde. Millionen von Sowjetmenschen erhielten auf diese Weise einen unmittelbaren Eindruck von der natürlichen Unbekümmertheit ihres Staatschefs, wie ihn bisher nur die Gäste diplomatischer Cocktail-Parties in der sowjetischen Hauptstadt gewinnen konnten. Und selbst in jenen westlichen Ländern, die an einfältige Reden ihrer Staatsmänner gewöhnt sind, verdienen die Ausführungen des „Ministerpräsidenten Chruschtschew Beachtung.

Genossen, die Kundgebung, die man am 4. April in Budapest einberufen hat, na wissen Sie, die Moskauer sind daran gewöhnt und wie man sagt, sie haben schon manches gesehen. Aber die Budapester Genossen könnten gewissermaßen einen Wettbewerb machen, weil sie die Menschen in organisierter Weise aus den Häusern herausbrachten, und sehr viele Menschen sind zu dieser äh, hm, Demonstration — Kundgebung gekommen. Du kannst rechnen, daß es 500 oder mehr oder vielleicht etwa 500 000 Menschen waren.

In Tatabanya, Genossen, da bin ich ein bißchen, so gewissermaßen, in mein früheres Element des Bergarbeiters geraten, da sind Hüttenarbeiter, Bergarbeiter. Aber ich schaute, ich sprach mit ihnen, so gewissermaßen und trat dort im Namen der Delegation auf. Na, da sind genau solche unsere Brüder wie auch unsere Bergarbeiter im Donezbecken oder bei Moskau oder in Karaganda und in den anderen äh, äh, Kohlengebieten, das heißt genauso ein kämpferischer aggressiver Geist.

Ich traf dort auch, äh, äh, äh, manche äh, äh, Bergarbeiter, die zu mir kamen und äh, äh, äh, ihre Gefühle, brüderliche, und Erinnerungen ausdrückten, versteht sich. Einer kam zu mir, Bergarbeiter, versteht sich, und spricht: Genosse Chruschtschew, russisch spricht er, ich, spricht er, drei Jahre lang gegen die Weißgardisten gekämpft, ich war, spricht er, auch in der Leibwache des Genossen Frunse (Oberbefehlshaber der Roten Armee 1920—25) gewesen.

Nun, ich drückte ihm die Hand und bedankte mich, daß er zusammen mit unseren besten Söhnen die Weißgardisten und die Interventen haute, und konnte natürlich nicht verzichten darauf, zu sagen: „Was denn, lieber Freund, da hast du bei uns schön gegen unsere Weißgardisten gekämpft und Frunse würdig geschützt, aber eigene Errungenschaften habt ihr so schlecht geschützt, daß eine Handvoll von irgendwelchen, versteht ihr, Dahergekommenen, versteht ihr, sich die Fehler und Entstellungen zu Nutzen machte, und ihr habt es erlaubt, versteht ihr, das zu treiben."

Nu, er hat mir mit einem harten russischen Wort geantwortet, nu, ich sage, weißt du, übersetzen wir das nicht, gewissermaßen. Ja, sagt er, richtig, so ist es entstanden. Aber wir lassen uns nicht mehr um den Finger wickeln.

So auch in Stalinvaros, ich auch, äh, äh, weil ich wußte, hm, daß dort, hm, Korrespondenten der bürgerlichen Zeitungen, sie hatten so gewissermaßen einen Wunsch, daß vielleicht die Ungarn die sowjetische Delegation gewissermaßen unfreundlich empfangen und schaut, da kann ein Weltskandal entstehen. Und, hm, es entstand, Genossen, ein Weltskandal, wer die Pläne hatte ... daß diese Episode damals in Ungarn sehr unangenehm war, die gewesen ist, das verstehen wir noch, natürlich, weil wir Mitglieder der Partei und Revolutionäre sind. Aber Genossen, unsere Hilfe, wenn wir sie unseren ungarischen Brüdern, wenn wir sie nicht gewährt hätten, so hätten wir uns vor der ganzen Arbeiterklasse, so hätten wir uns vor den revolutionären Kräften der Arbeiterklasse mit Schande bedeckt ...

Genossen, wir waren auch in Kolchosen, und wir waren auf der Kundgebung der Bauern. Diese Kundgebung war äh, hm, hm, in der Stadt äh, äh, äh, nu fast alle waren es Bauern mit Ausnahme der städtischen Angestellten und Arbeiter und der Handwerker. Dreißig Prozent Kolchosen in diesem Rayonszentrum, aber nun, diese Ungarn, stehen fest für Kolchosen. Natürlich es gibt noch sehr wenig Kolchosen, und richtig, man braucht es nicht zu beschleunigen und nicht zu beeilen.

Wir trafen uns mit den Wissenschaftlern aus Ungarn in der Akademie der Wissenschaften. Nu, äh, äh, vielleicht irgend jemand las, versteht sich, meine Rede wurde publiziert, versteht sich äh, äh, äh, auf dieser äh, äh, Versammlung. Ich muß sagen, daß unsere Akademiemitglieder und Akademiemitglieder Ungarns, das ist eine zuversichtliche Bastion und äh, äh, auch sie verstehen ihre Aufgabe und äh, äh, sie sind bereit, auch weiterhin ihrem Volk zu dienen ...

Außerordentlich, Genossen, war äh, äh, äh, hm, äh, äh, — ich weiß nicht was, versteht sich — äh, äh, dieses Zusammentreffen äh, äh, war unser äh, äh, gestern in Csepel. Das ist wirklich der größte Betrieb bei ihnen und äh, äh, wie sie dort sagen, die „Bastion, das Herz der Revolution", das ist auch wirklich so.

Dort war äh, äh, ein sehr schönes äh, äh, Zusammentreffen mit den Arbeitern. Nu, viele Tausende haben sich versammelt. Ich habe dort die Aufmerksamkeit der Korrespondenten erregt, weil sie gewissermaßen, nu, ich bin wegen ihnen nicht beleidigt, aber ich äh, äh, kann sie auch nicht deswegen begrüßen, weil sie entweder sich verstellen oder so gewissermaßen, äh, äh, berichten, nicht so, wie es nötig wäre ...

Genossen, ich komme in diese Situation. Ich habe trotzdem die Aufmerksamkeit erregt und gesagt: Nu schaut, da sind sie und was. Da sind doch die Arbeiter von Csepel gekommen und ihre Augen leuchten von der Güte zu uns und von dem Haß zu dem Feind, und man hat, äh, äh, erwartet, daß wenn Chruschtschew kommt, dann wird man ihn in Csepel zerstückeln. Schaut, wie man zerstückelt, schaut doch hin und dort in Wirklichkeit! Wenn jemand die Nase in die Freundschaft äh, äh, äh, hm, hm, die sich gestaltete und stärkt, in die Freundschaft zwischen den Völkern der Sowjet-Union und Ungarn gesteckt hätte, er würde sicherlich die Beine und den Kopf nicht aus diesem Betrieb retten können.

Und ich will nicht, nicht, nicht, nicht Zorn hervorrufen, aber ich will auch, so gewissermaßen nicht übergehen, wenn man uns umlegen will und wir, wissen Sie, tun so, als ob wir es nicht merken. Nein, meine schönen Herren, wenn du uns berührst, wie man sagt und die Bibel sagt, wenn man dich auf die linke Backe, dann sollst du die rechte hinhalten, und wir, wenn man uns auf die eine, dann wir gleich auf die beiden.

Ich kenne, Genossen, persönlich (den ungarischen Ministerpräsidenten) Münnich, ich kenne ihn sehr gut, wir haben zufälligerweise mit ihm zusammen, wie man sagt, in einer Abteilung in einem Zelt im dreißiger Jahr gelebt, als ich an der Industrieakademie studierte und als er damals in Moskau arbeitete. Wir machten so eine Wehrertüchtigung, versteht sich, äh, äh, auf Chodinka stand die proletarische Division und dort haben wir zusammen mit ihm so gewissermaßen marschiert und Lieder gesungen:

„Alle Geschütze, Geschütze donnerten
und es knatterte das Maschinengewehr ..."

Nu, wir haben, hm, versteht sich äh, äh, den bekannten Vorschlag geschickt, allen Staaten die Kernwaffen zu verbieten, zu verbieten. Nein, sagen sie, Kontrolle. Nu, wissen Sie, hm, hm, ich habe in Budapest gesagt, ja, wir sind für Kontrolle, ja für Kontrolle. Jetzt aber nicht nur Kontrolle, nu was soll das, hört ihr? ... Also machen wir's so, sagen die, wir werden über eurem Land fliegen und ihr über unserem. Aber wir wollen nicht über eurem Land fliegen und wir wollen nicht, daß euere Idee über uns fliegt, ist das etwa schlecht? ... Täubchen, 40 Jahre lang wartet ihr auf eine solche Situation, und diese Situation wird nicht kommen, und es wird auch keine solche Lage kommen, daß wir so gewissermaßen vor euch liegen werden und um eure Liebe flehen werden. Nein, Täubchen, wir werden mit euch Verhandlungen würdig führen unter Berücksichtigung der eigenen Würde und in der Stütze auf unsere ökonomischen und moralischen so gewissermaßen äh, äh, hm, Faktoren ...

Um gegen den Klassenkampf zu kämpfen, versteht ihr, haben wir, Täubchen, jetzt andere Mittel, und in dieser Hinsicht ist unser Sieg sicher. Unsere Wirtschaft entwickeln? Die Arbeitsproduktivität erhöhen, mehr Produktion erarbeiten pro Kopf, und es wird bald die Zeit kommen, ihr Herren, äh, äh, Amerikaner, da werden wir es euch zeigen ...

MITTLERER OSTEN

IMAM AHMED

Der kugelfeste Pascha

(siehe Titelbild)

Imam Ahmed Ibn Jahja, geistlicher und weltlicher Herrscher des unbestritten rückständigsten Staates der islamischen Welt, sieht aus wie ein als Derwisch verkleideter Heldentenor, gebärdet sich wie ein Borgia-Papst und leidet, wie die amerikanische Zeitschrift „Time" berichtete, an einem halben Dutzend Gebrechen in verschiedenen Stadien chronischer Entwicklung, darunter Rheumatismus, Herzschwäche, Gastritis, Syphilis sowie Perioden geistiger Umnachtung, die seine gläubigen Untertanen als Zwiegespräche mit dem Zaubergeist Dschinn zu deuten wissen.

Der sagenumwobene Pascha, Herr über fünf Millionen Jemeniten, bereitete der Welt jüngst eine Überraschung, die den Deutern politischer Vorgänge im Nahen Osten einige Phantasie abverlangte: Der Beherrscher des altertümlichen Feudalstaates am Südwestzipfel Arabiens erklärte seinen Beitritt zu Nassers fortschrittsfanatischer ägyptisch-syrischer Staatenvereinigung.

Die groteske Paarung zwischen dem jung-ägyptischen Caudillo im Fischgräten-Zweireiher und dem fast siebzigjährigen Imam mit schwarzgefärbtem Prophetenbart, rollenden Quellaugen und goldenem Dolch im Gewande wurde in Kairo zwar mit der üblichen Propaganda-Ekstase gefeiert, ist aber in Wirklichkeit alles andere als ein neuer Triumph des machtlüsternen ägyptischen Revolutionärs. Westliche Beobachter meldeten aus Kairo, daß Nasser sich durch das Paktangebot des Imam vielmehr überrumpelt fühlte und seine Zustimmung nur deshalb gab, weil eine Ablehnung sich schlecht mit den pan-arabischen Parolen seines politischen Vokabulars vertragen hätte.

Tatsächlich bringt der Anschluß des Jemen an Nassers Staatenbund, der sich nunmehr „Vereinigte Arabische Staaten" nennt, lediglich dem Imam einen Gewinn. Während Nasser, ohne seinen Machtbereich konkret zu erweitern, durch den militärisch wie wirtschaftlich wenig gewichtigen Alliierten eher belastet wird, darf der Imam sich von dem Pakt mit Ägypten politische und ökonomische Vorteile erhoffen, die vor allem seiner eigenen Person zugute kommen. Der Pakt nämlich bedeutet eine Festigung seines seit Jahren bedrohten Throns und der zählebigen Theokratie der Imame, die ihre Herkunft von der Mohammed-Tochter Fatima ableiten.

Die Sicherung der eigenen Position war für den Imam zweifellos das Hauptmotiv seiner Verbrüderung mit dem republikanischen Diktator vom Nil. Der schlaue Hausvater des Jemen hatte längst erkannt, daß der Fortschritt des 20. Jahrhunderts auf die Dauer auch vor den Grenzen seines Landes nicht haltmachen werde. Sein überlebter Priesterstaat, so kalkulierte er, würde in die Moderne kaum hinüberzuretten sein, wenn er inmitten eines engmaschigen Paktsystems weiterhin in ehrwürdiger Isolation verharrt.

Bisher ist der Jemen unangefochten geblieben von den Ketzereien der Demokratie, des Dollars und des Liebäugelns mit den „Ungläubigen". Der Imam möchte, daß sich daran nichts ändert; denn mit dem angeborenen Instinkt des absoluten Erbherrschers wittert er in jeder tiefgreifenden Änderung seiner Umwelt Gefahr auch für seine eigene Person. Wenn er sich nicht zu den anderen arabischen Monarchen, sondern zu den Republikanern vom Nil schlug, so vornehmlich deshalb, weil alle anderen arabischen Feudalen durch den prowestlichen Bagdad-Pakt oder durch Öltantiemen den „Ungläubigen" freundschaftlich-nutznießerisch verbunden sind und ihnen die Tore ihrer Länder — nach Meinung des Imam — allzu weit geöffnet haben.

Ein Eindringen der „Ungläubigen" aber, so befürchtet der Priestermonarch aus dem tausendjährigen Herrscherhaus Said, könnte die religiöse Einheit, das heißt die Voraussetzung seiner Macht, beeinträchtigen oder gar zerstören. Zudem sagt ihm eine von ränkevollen Ahnen ererbte politische Rechenkunst, daß es nicht gut sein kann, sich einer von zwei konkurrierenden Weltmächten auszuliefern.

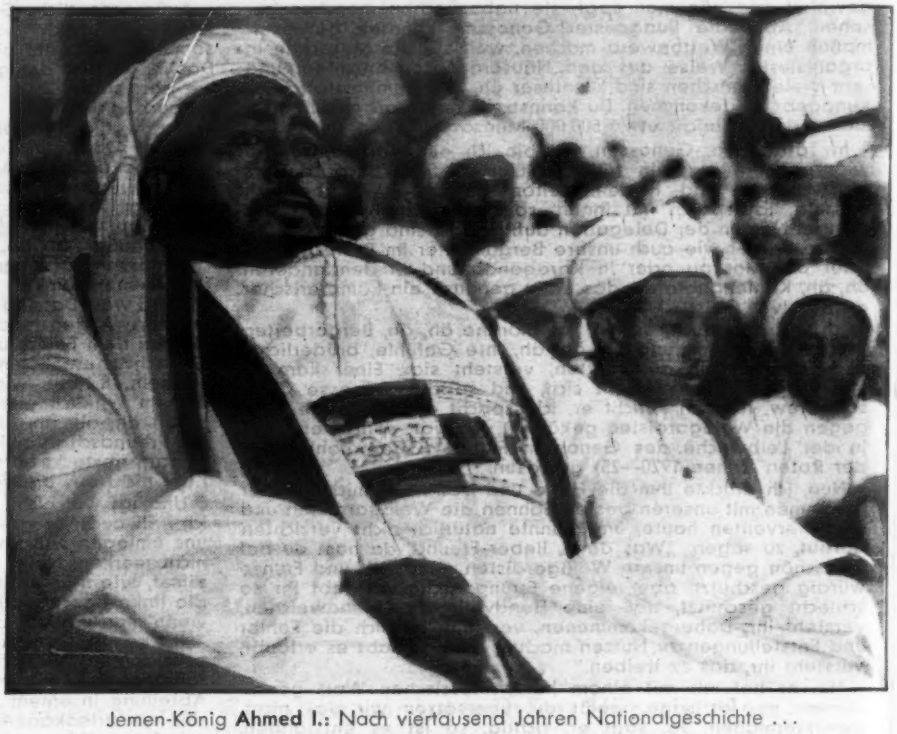
Wenn Imam Ahmed in seinen ziemlich rustikalen Thronreden gegen die „Ungläubigen" wettert, dann meint er zu allererst die Briten. Ihnen hat er ewige Fehde geschworen, weil sie auf jemenitischem Gebiet das Protektorat Aden errichteten, das der theokratische Fürst als einen Stachel im moslemitischen Fleisch empfindet. Seit Jahrzehnten nämlich sind die Unruhen im britischen Protektorat nicht abgerissen und stellen für den Thron der Imame eine ständige Bedrohung dar.

Als der Sohn Imam Ahmeds, der jemenitische Kronprinz Mohammed el-Badr, in Kairo den Beitritt des Jemen zu Nassers Staatenbund erklärte und die abenteuerliche 20 000-Mann-Armee seines Vaters dem ägyptischen Oberkommando unterstellte, forderte er im gleichen Atemzug die „Entsendung ägyptischer Truppen nach dem Jemen ... zum Schutze des Landes vor britisch-inspirierten Übergriffen und zur baldigen Befreiung Südjemens" (des Protektorats Aden).

Mit Aden, das den südlichen Zugang zum Roten Meer bewacht und über den größten Ölbunkerhafen der Welt sowie eine 150-Millionen-Dollar-Raffinerie verfügt, verlöre Großbritannien die letzte Basis zur Sicherung seiner lebenswichtigen Ölinteressen am Persischen Golf, den ölreichsten Gebieten des Mittleren Ostens.

Um das letzte Relikt britischer Macht auf arabischem Boden endlich zu tilgen, schwärmen die in wildes Räuberzivil gehüllten Krieger des Imam, ausgerüstet mit russischen Waffen, immer wieder aus ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln herab in das öde britische Protektorat, das die Festung Aden als eine Art Pufferzone umgibt. Und immer wieder von neuem versuchen sie, die von den Engländern protegierten Araberstämme aufzuwiegeln.

Der Kleinkrieg, den der Imam seit Jahren beharrlich und wendig inszeniert, ist ein Satyrspiel zum Drama vom Aufstieg und Niedergang britischer Macht im Orient; denn im gleichen Stil, in dem die Engländer einst weite Gebiete Arabiens für sich gewonnen haben, nämlich mit Hilfe haarsträubender Stammesfehden und urtümlicher Listen, versucht der Imam ihnen jetzt den letzten Stützpunkt zu entreißen.



Jemen-König **Ahmed I.**: Nach viertausend Jahren Nationalgeschichte ...

Das Beispiel Nassers, der die Briten endgültig vom Nil verjagte, läßt ihn fester denn je an den Erfolg seiner Methode glauben.

Den Imam von Jemen und Gamal Abd el-Nasser Rücken an Rücken fechten zu sehen, der eine den Blick starr auf den legendären Glanz der Vergangenheit gerichtet, der andere von der Vision eines künftigen arabischen Großreichs hypnotisiert, dem alle Mitgliedstaaten der 1945 gegründeten Arabischen Liga* angehören, dieses Schauspiel ist nur scheinbar eine Groteske. In Wahrheit werden hier die Mysterien der arabischen Seele offenbar, deren Eruptionen der westlichen Politik stets neue Rätsel aufgeben.

Die gemeinsamen Gesetze islamischen Handelns, denen der Avantgardist aus Kairo ebenso unterliegt wie der reaktionäre Priesterkönig, lassen sich nirgends besser studieren als im Jemen, dem völkerkundlichen Museumsstaat der islamischen Welt. Der Jemen nämlich ist die Urheimat der Araber, die „Arabia felix" (das „Glückliche Arabien"), von deren Gold und Weih-

* Zur Arabischen Liga gehören außer den drei Ländern der „Vereinigten Arabischen Staaten": Irak, Jordanien, Libanon, Libyen, Saudiarabien und Sudan.

rauchduft die alten Römer träumten, ohne sie je zu erreichen.

Viertausend Jahre alt ist die Geschichte des Jemen. Die Sage berichtet, daß Ismael, ein Sohn des jüdisch-arabischen Erzvaters Abraham, das erste jemenitische Reich gegründet habe — und zwar von Mekka aus gesehen auf der „rechten Seite (das nämlich heißt ‚el Jemen' auf deutsch) des Sonnenaufgangs".

Nacheinander war der Jemen heidnisch, jüdisch, christlich und mohammedanisch. Schon tausend Jahre vor Christi Geburt herrschten dort die Araber aus dem Hadramaut*, die schon lange vor Mohammed Eroberungszüge nach Nordafrika unternahmen. Noch heute bewahren die revoltierenden Kabylen Algeriens und die marokkanischen Berber in ihren Legenden die Erinnerung an ihre Herkunft aus dem Jemen. Eine Hadramaut-Araberin war auch die Königin von Saba, die einst die Sinne des weisen Königs Salomon betörte.

Im ausgehenden Mittelalter geriet der Jemen unter die Oberhoheit der osmanischen Sultane. Die zu Vasallen erniedrigten Jemeniten-Herrscher kämpften zäh um die Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit, bis es ihnen 1630 endlich gelang, die Türken aus dem Lande zu vertreiben.

Zweihundert Jahre später, 1839, setzten sich die Briten in Aden fest: Sie teilten den unfruchtbaren Landstrich entlang der Südküste Arabiens in Interessengebiete auf und stellten die Scheichtümer unter britischen Schutz. 1872 eroberten die Türken den Jemen zurück, beließen aber dem Herrscherhaus Said nominell den Thron. Nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches im ersten Weltkrieg stellte Ahmeds Vater, Imam Jahja, das Despotenregime des Hauses Said wieder her. Zugleich meldete er bei den Engländern seinen Anspruch auf das Protektorat Aden an.

Die wechselvollen politischen Geschicke des Jemen haben die Struktur des Staatswesens und die Lebensgewohnheiten seiner Bewohner kaum beeinflußt. So ist das Land heute noch das Entzücken aller Archäologen und Volkskundler. Denn als Rückstand einer viertausendjährigen Geschichte finden sie in dem „Tibet am Roten Meer" eine makellos erhaltene archaische Stadtkultur.

Selbst eine so wissenschaftlich-nüchterne Fachzeitschrift wie das amerikanische „National Geographic Magazine" verfällt unversehens in den Märchenton der Scheherezade, wenn es das „südarabische Bergwunderland" beschreibt: „Die Mehrzahl der fünf Millionen Jemeniten lebt in volkreichen Städten von großer architektonischer Pracht, in tiefen, fruchtbaren Tälern, die vom Flußbett bis hinauf zu den erhabenen Gipfeln zu hängenden Gärten terrassiert sind; oder in steinernen Zitadellen hoch auf den kühlen Spitzen und Graten der (bis über 3000 Meter hohen) Gebirgsketten . . . Fast zu jeder Stunde kann man auf den Hügeln anmutige Gazellenherden sehen. Hunderte von Pavianen trotten faul über die Felder, auf denen der aromatischste Kaffee, der seinen Namen von der jemenitischen Hafenstadt Mokka hat, gedeiht."

* Landschaft in Südarabien, die heute den östlichen Teil des britischen Protektorats Aden bildet.

Tais, die Stadt, in der Imam Ahmed residiert, „am Fuße steiler dunkler Berge gelegen, strahlt in der späten Nachmittagssonne in unbeschreiblicher Schönheit. Hohe weiße oder cremefarbene Minarette, die Kuppeln der Moscheen und mehrstöckige kubische Gebäude, alles umringt von einem massiven Steinwall . . . Hölzerne Flaschenzüge quietschen und knarren den ganzen Tag über den zahllosen Brunnen, wo Esel das Wasser in Ziegenhaut-Behältern zutage fördern . . .

„An den Stadttoren herrscht stets ein tolles Gewimmel von Städtern in bunten Gewändern und eng gewundenen Turbanen, von Kamelzügen mit Getreidesäcken aus dem Landesinneren und Schafherden. Spielende Kinder flitzen durch die gutgelaunte Menge. Schwarzgekleidete verschleierte Frauen mit roten Kopftüchern schreiten still und mühelos einher, wobei sie mächtige Bündel Reisig, Tonkrüge oder auch bloß eine Teetasse auf dem Kopf balancieren. Stolze Landherren und Beamten traben auf edlen Araberhengsten einher, und ihre Diener rennen keuchend hinterdrein."

. . . im Bund der Dritte: Kronprinz **el-Badr** (r.) in Kairo**

Eine genauere Inspektion hingegen enthüllt in dem historischen Idyll die Zeichen eines unmerklichen, aber seit langer Zeit fortschreitenden Zerfalls. Im ganzen Jemen gibt es nur drei Hospitäler, und vor 1934 war nie ein europäischer Arzt im Lande. Malaria, Tuberkulose und die ägyptische Augenkrankheit sind ständige Plagen, Rauschgiftsucht das nationale Laster.

Jeden Nachmittag zwischen zwei und acht Uhr verfallen die meisten Männer in rhythmisches Kauen. Sie priemen kleine grüne Blätter, die jeden Morgen an den Bündeln junger Zweige frisch von den Berghängen in die Städte gebracht werden. Das ist der „qat" (gesprochen „gaat"), ein alkaloidhaltiges Ekstase-Kraut. Über die Wirkung berichtet der britische Korrespondent Noel Barber nach einer qat-Party: „Es schmeckte nicht schlecht, ein wenig bitter wie Liguster . . . Die Wirkung war erstaunlich — überhaupt nichts von alkoholischem Rausch, nur ein überwältigendes Gefühl äußersten Selbstvertrauens und allesvermögenden Könnens. Bald sahen sich die Männer mit leuchtenden Augen um. Dann traten ihre Zungen in Tätigkeit, und sie ergingen sich in Prahlereien. Man glaubt, ein Übermensch zu sein."

„In tiefstem Wohlbehagen" liegen die Männer tagtäglich zwei bis drei Stunden im Kreis ihrer Freunde auf Kissen umher und versuchen, mit ihrem Schwadronieren die ersten Stimmen der neuen Zeit zu übertönen: die Radios, die allenthalben die Hetztiraden, die Gebete und die Schlager-Schnulzen der jemenitischen Relais-Station des Senders Kairo in die engen, schmutzigen Gassen plärren.

Nur ein einziger Mann scheint den anarchischen Entrückungen und Apathien des Volkes zum Trotz den Jemen am endgültigen Zerfall zu hindern: Imam Ahmed I., „Befehlshaber der Gläubigen". Als Abkomme des Propheten und Sproß eines 1000 Jahre alten Herrschergeschlechts hat er geerbt und perfektioniert, was alle westlichen Diktatoren erstrebten, doch nie erreichten: die absolute Autokratie. Ohne seine Erlaubnis darf keines der wenigen Lastautos fahren, keine der sieben Maschinen seiner jemenitischen Luftflotte sich erheben, niemand das Land verlassen oder betreten. Jede Rechtsberufung gelangt in seine Hände.

Der Staatsschatz ist eine Art persönlicher Geldbörse; in sie treibt er rücksichtslos den Zehnten ein, aus ihr bestreitet er die Regierungseinkäufe. „Er entscheidet, ob ein Schullehrer in einer entfernten Provinz zusätzliche Tintenfässer für seine Zöglinge benötigt", berichtete ein Besucher seines Hofes.

Es gibt für seine Untertanen keine Verantwortung, keinen Willen, außer dem seinen. Wenn er von seinen mystischen Visionen übermannt wird, gibt er sich acht oder auch vierzehn Tage hintereinander dem Beten und Fasten hin. Dann steht der Staat still.

In den Nächten sitzt er, umringt von den Jasagern seines 15köpfigen Thronrats — sie sind alle verwandt mit ihm — und brütet über Depeschen, in denen die Untertanen ihre dringendsten Bitten unterbreiten. Kritzelt er sein Zeichen darauf, ist die Sache genehmigt. Wenn nicht, wird das Schriftstück fortgeworfen, und der Bittsteller kann den Rest seines Lebens auf Bescheid warten wie die Opfer von Franz Kafkas surrealistischer Bürokratie.

Früher hielt sich der Imam, wie seine Vorfahren, stets auch einen Hofnarren beratend zur Seite. Dies ist jedoch der einzige Brauch der Väter, mit dem er reuig brach, nachdem er den Narrenzwerg zur Belustigung einer fröhlichen Gesellschaft zu tief in einen tiefen Brunnen hatte tunken lassen.

Nicht minder rauh als der Humor des Imam ist die Justiz im Jemen, gegründet

** Mitte: Oberst Nasser. Links: Ehemaliger syrischer Staatspräsident Kuwatli.

auf die „Scheria", die gestrenge koranische Gesetzessammlung. In den jemenitischen Bergdörfern, wo die meisten Männer nur eine Frau haben, bekommen ertappte Ehebrecherinnen noch einen Sack über den Kopf gestülpt, um dann an einer Mauer zu Tode gesteinigt zu werden.

An einem Tor der Stadt Sana hängt eine mumifizierte Hand zur warnenden Erinnerung an einen Mann, der dort einen Juden beraubte. Verleumder werden an den Pranger gestellt und der öffentlichen Schmähkanonade überantwortet. 80 Peitschenhiebe drohen den Knaben und 60 den Mädchen als Sühne für vorehelichen Verkehr — allerdings nur, wenn sie von mindestens vier Zeugen in flagranti ertappt worden sind.

Schuldner wandern ins Verlies oder bekommen einen Trupp Soldaten als Einquartierung, bis sie ihre Taler abgestottert haben. (Die silberne Landeswährung, auf alten österreichischen Prägestöcken gestadt Sana von Söldnern erschossen. Die Mörder waren von einem engen Verwandten Jahjas, seinem ersten Minister Abdallah el-Wesir, gedungen worden. Der verräterische Abdallah besetzte den Palast und rief sich selbst zum neuen Imam aus.

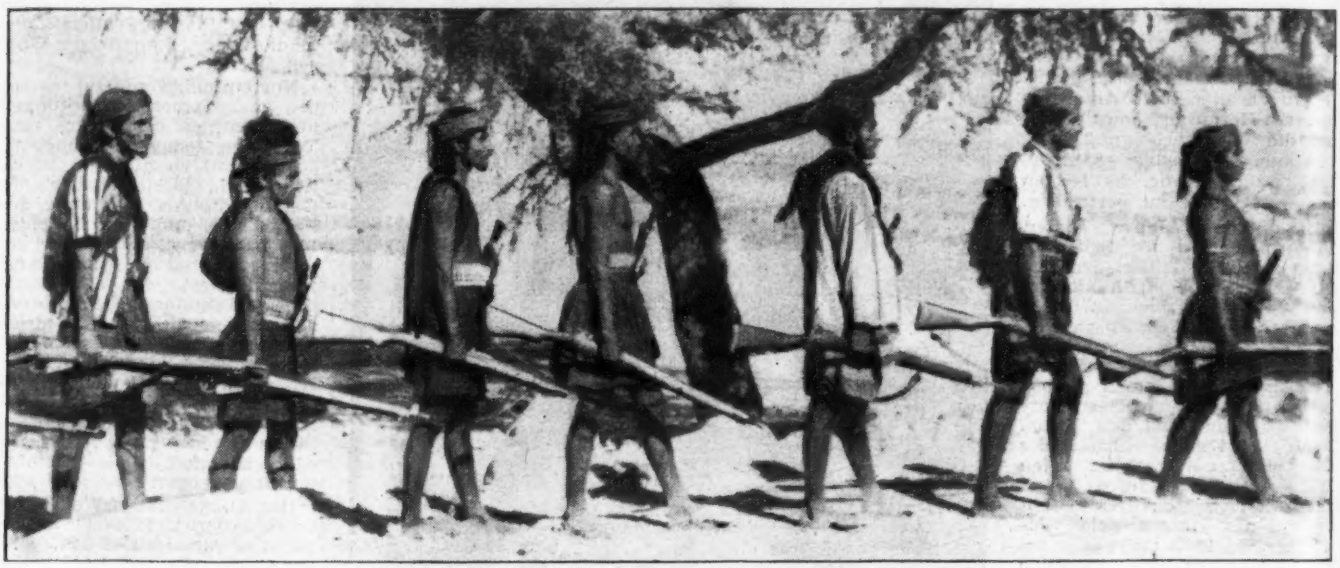
Ahmed, der zu dieser Zeit als Provinzgouverneur amtierte, beugte sich dem Usurpator jedoch nicht. Als daraufhin auch er einen Söldner auf sich zuschleichen sah, rief er ihm (so geht die Sage), vom großen Dschinn erleuchtet, mit Donnerstimme zu: „Ich weiß, was du vorhast!" Betroffen brach der Frevler in die Knie und bettelte (vergeblich) um Gnade.

Durch solche Vorkommnisse im Gefühl seiner Auserwähltheit bestätigt, mobilisierte Ahmed die wildesten seiner jemenitischen Bergstämme. Mit der Erlaubnis, Sana plündern zu dürfen, feuerte er die Krieger an, die den Abdallah el-Wesir und dessen Anhänger binnen kurzem überwältigten und in Ketten legten. Ahmed

Geschäfte, bei ihr zu weilen, bis dann der Groll des Imam gegen Sana die Erfüllung dieser seiner dritten offiziellen Ehe vollends vereitelte.

In vielen zärtlichen Briefen an die wartende Prinzessin Badr-el-Din bot der Imam ihr an, sie freizugeben und ihr einen anderen Mann zu besorgen. Badr-el-Din aber zog es vor, das höchste Glück einer Moslem-Frau, Gemahlin des Herrschers zu sein, in Keuschheit zu bewahren. So lebt Imam Ahmed, bewacht von seiner Leibgarde, in einem burgähnlichen Palast bei Tais offiziell nur mit drei Frauen: Die eine stammt von einer englischen Mutter ab, die andere ist die Schwester eines seiner Scheiche, die dritte eine frühere Sklavin.

Aber auch in seinem streng bewachten Palast in Tais fand Ahmed keine Sicherheit. Sein eigener Bruder Abdallah, der den Jemen jahrelang als Außenminister auf internationalen Konferenzen vertreten und die Aufnahme des Landes in die Uno



Jemenitisches Fußvolk beim Manöver: Marsch auf Aden

münzt, zeigt den Habsburger Adler und eine deftig dekolletierte Maria Theresia: Sie ist das einzige Pin-up-Girl im Lande.)

Doch der altorientalische Despot, der auf den Kopf eines jeden seiner Untertanen zeigen und befehlen kann: „Herunter damit!", ist in Wahrheit eher ein Opfer denn ein Meister des Schicksals. Sein wahnhaftes Mißtrauen und seine Brutalität entstammen weder angeborenem Blutdurst noch verschrobener Willkür, sie sind glatte Notwehr. Denn eine jahrhundertealte, stets sich neu bestätigende Überlieferung läßt einem arabischen Herrscher aus Gründen der Selbsterhaltung keine andere Wahl, als jeden seiner kuschenden Untertanen für einen potentiellen Attentäter zu halten und in den Falten eines jeden Gewandes den für ihn bestimmten Dolch oder eine Handgranate zu vermuten.

Attentate und Palastrevolutionen fungieren als natürliche Auslesemittel. Der Ausgang eines Anschlages wird als eine Art Gottesurteil empfunden, das die Legitimität des Herrschers bekräftigt oder erledigt. So betrachtet, hat sich der Imam Ahmed von Jemen durchaus bewährt. Er hat zwei, wahrscheinlich sogar drei Anschläge überdauert.

Die erste Probe seiner Kugelsicherheit gab er 1948. Damals wurde Ahmeds Vater, der 80jährige Imam Jahja, vor den Toren seines Palastes in der jemenitischen Hauptübernahm die Imam-Würde seines Vaters und ließ den Verschwörern zur Feier des Tages die Köpfe abhauen — streng nach althergebrachtem Hinrichtungs-Zeremoniell.

Tänzelnd umkreisen dabei die Scharfrichter ihr Opfer und versetzen ihm genau 22 Folterhiebe, ehe sie endlich den Enthauptungsschlag führen. „Auch bei gewöhnlichen öffentlichen Hinrichtungen lassen sich die Scharfrichter nur dann herbei, den Verurteilten mit einem einzigen Hieb zu erlösen, wenn sie vorher von dessen Angehörigen ein Bakschisch erhalten haben", berichtet „Observer"-Reporter Colin Legum über die Feinheiten des jemenitischen Strafvollzuges.

Obschon die Krieger aus den Bergen dem Gesetz der massiven Vergeltung in Sana gründlich Genüge getan hatten, verzieh Imam Ahmed der alten Hauptstadt nie, daß sie zu den Putschisten übergelaufen war. Er zog nach Tais im Süden des Landes und ließ sich nie wieder in Sana blicken — nicht einmal, um seine dritte Frau abzuholen, die dort seit 20 Jahren auf ihn wartet und ihren königlichen Gatten noch nie zu Gesicht bekommen hat.

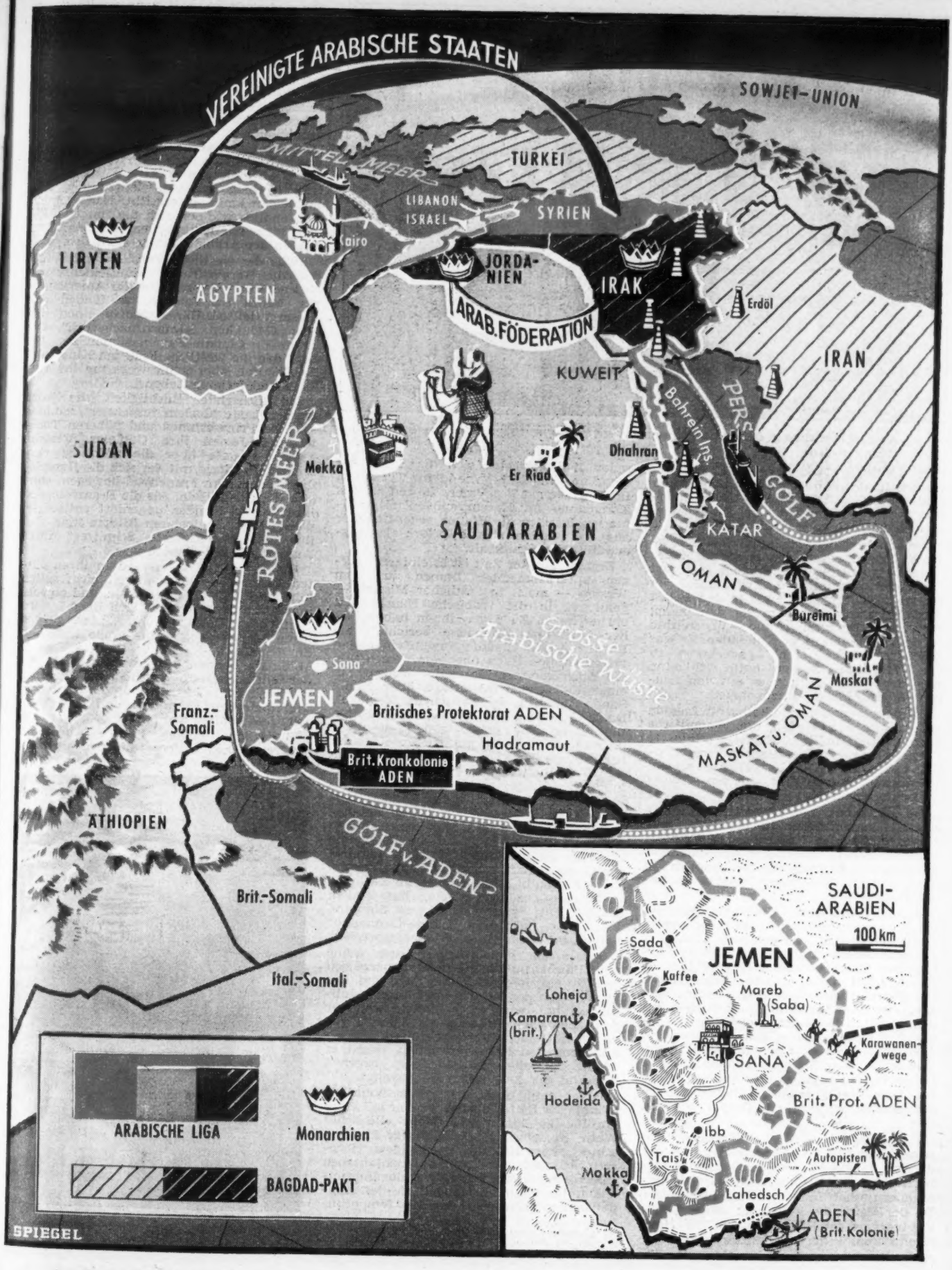
Ahmed hatte sich 1938 mit ihr erntrauen lassen, da er damals weit entfernt von Sana ein Grenzkommando führte und hochgestellte Araberfrauen nicht reisen dürfen, um ihr Haremsgeheimnis nicht zu gefährden. Immer hinderten ihn dringende

erreicht hatte, konspirierte hinter seinem Rücken. Im April 1955 schlug Abdallah los.

Eine Gruppe von Aufständischen unter Führung des Armeebefehlshabers Oberst Tallaja sollte Imam Ahmed in seinem Palast verhaften und zur Abdankung zwingen. Die Leibgarde aber rettete den Imam und die Haremsfrauen des Hofes in eine benachbarte Festung. Hier richtete sich der wutschnaubende Autokrat zur Verteidigung ein. Über die Burgzinnen hinweg schwor er den Belagerern Kampf bis zum letzten Atemzug, verlangte vorher aber freien Abzug für den Harem, was ihm auch von den Aufrührern gnädig zugestanden wurde. Als die Soldaten jedoch anfingen, die kreischenden Haremsfrauen zu durchsuchen, packte der Imam ein Maschinengewehr und schoß unter wilden Verwünschungen auf die Frevler.

Diese ritterliche Geste ging einem Teil der Aufrührer so zu Herzen, daß sie spontan auf die Seite des Imam zurückkehrten. Der König entlohnte sie mit Theresientalern, die er freilich zurückverlangte, als alles vorbei war — als nämlich sein Sohn el-Badr die Stammeskrieger alarmiert und die letzten Verschwörer in die Flucht gejagt hatte.

Imam Ahmed nahm das ganze Fußballfeld von Tais für das Köpferollen in Anspruch, dessen prominentestes Opfer der


VEREINIGTE ARABISCHE STAATEN
SOWJET-UNION
MITTELMEER
TÜRKEI
LIBANON
ISRAEL
SYRIEN
Kairo
LIBYEN
ÄGYPTEN
JORDA-NIEN
IRAK
Erdöl
ARAB. FÖDERATION
KUWEIT
IRAN
PERS. GOLF
Bahrein Ins.
SUDAN
ROTES MEER
Mekka
Er Riad
Dhahran
SAUDIARABIEN
KATAR
OMAN
Bureimi
Grosse Arabische Wüste
Sana
Maskat
JEMEN
Britisches Protektorat ADEN
Franz.-Somali
Hadramaut
MASKAT u. OMAN
Brit. Kronkolonie ADEN
ATHIOPIEN
GOLF v. ADEN
Brit.-Somali
Ital.-Somali
ARABISCHE LIGA
Monarchien
BAGDAD-PAKT
SPIEGEL
SAUDI-ARABIEN
100 km
Sada
JEMEN
Kaffee
Loheja
Mareb (Saba)
Kamaran (brit.)
SANA
Karawanen-wege
Hodeida
Brit. Prot. ADEN
Ibb
Taiz
Autopisten
Mokka
Lahedsch
ADEN (Brit. Kolonie)

Hinrichtung eines abtrünnigen Offiziers: Köpfe rollen . . .

tückische Bruder Abdallah war. Noch heute werden in den Basaren der jemenitischen Städte zu Liebhaberpreisen Nahaufnahmen von den Exekutionen feilgeboten, wie anderwärts Pariser Aktphotos.

Die Erholung des Imam von dem permanenten Nervenschock, den er aus der 1955er Revolte davontrug, wurde kaum gefördert von einem dramatischen Zwischenfall im Januar 1958: Ein Mann war in den Palast Ahmeds gelaufen, er kam vor den Imam, zückte eine Handgranate und — überreichte sie dem Despoten unter Kniefällen. Er war geheuert worden, den Landesherrn zu den Vätern zu schicken, hatte sich dann aber doch nicht getraut, es mit den Zauberkräften Ahmeds aufzunehmen.

Die jemenitische Gesandtschaft in London dementierte den Vorfall, die jemenitische Gesandtschaft in Kairo dagegen schilderte ihn als ein neues britisch-inspiriertes Attentat, und Oberst Nasser schickte seinem archaischen Bundesgenossen ein Glückwunschtelegramm.

Bei all ihrer märchenhaften Groteske sind die jemenitischen Revolten aber nur die unverfälschten Urformen des Wechselspiels zwischen brodelnder Anarchie und despotischer Erstarrung, das ähnlich in allen anderen arabischen Staaten zu beobachten ist.

In der islamischen Welt von Marokko bis Indonesien gibt es kaum einen regierenden Häuptling, auf den nicht schon ein Attentat verübt worden wäre. Welcher Couleur das Opfer ist und welche Politik es treibt, spielt dabei offenbar keine Rolle: Der Meuchelmord droht dem westlich aufgeklärten Staatschef im Frack ebenso wie dem bärtigen Beduinenscheich, den Vasallen des Kolonialismus genauso wie dem Apostel nationaler Freiheit und Einheit. Und mag ein arabischer Volksführer seine Laufbahn mit noch so ernsthaftem Willen zur Demokratie begonnen haben, binnen kurzer Zeit wird er ein Despot oder tot sein.

Die Mischung aus anarchistischen Instinkten und hemmungsloser Herrschsucht, die seit Jahrtausenden die Geschicke aller islamischen Völker bestimmt, wird bei den Männern schon in früher Jugend geweckt. Da der Vater die Erziehung seiner Söhne mit vernarrtem Stolz selbst in die Hand nimmt und weder die Mutter noch seine anderen Frauen in diese Erziehung hineinreden läßt, gebärden sich die Söhne oft schon im Kindesalter wie kleine Tyrannen. In Abwesenheit des Vaters führen sie das Kommando im Harem, spielen mit raffinierten Intrigen die Frauen gegeneinander aus und fühlen sich a priori als Auserwählte des Schicksals.

Erst in jüngster Zeit ist es einigen wenigen unternehmenden Damen aus dem Westen — meist in ärztlicher Mission — gelungen, in die arabische Häuslichkeit einzudringen. Zwei von ihnen haben bisher über ihre Erlebnisse berichtet: die Pariser Ärztin Claudie Fayein* in einem vielbeachteten Buch über den Jemen und die Amerikanerin Maria La Yacoma in einer indiskreten Reportage über König Sauds Harem in der Zeitschrift „Esquire". Beide Schilderungen altarabischer Sitten und Gebräuche geben zum Teil recht unerwartete völkerkundlich-soziologische Aufschlüsse, sie korrigieren aber auch die schwülen Vielweiberei-Phantasien abendländischer Hirne.

„In einem Land mit hoher Kindersterblichkeit, das infolge der größeren Robustheit weiblicher Babys stets einen hohen Frauenüberschuß hat", sei die Polygamie offenbar die zweckmäßigste Form familiärer Gemeinschaft, schreibt Claudie Fayein, die eineinhalb Jahre Dienst im Gesundheitswesen des Jemen getan hat. Zudem scheint das System dem, was Sigmund Freud die „männliche Libido-Ökonomie" nannte, in seltener Idealität zu entsprechen.

Sobald ein jemenitischer Junge seine neun Pflichtschuljahre — deren Pensum sich freilich auf Rechnen, Schreiben und das Memorieren des Korans beschränkt — absolviert hat, wird er, besonders wenn er den gehobenen Ständen entstammt, zunächst mit einer älteren, bereits verheiratet gewesenen Frau verkuppelt, damit er „keine Tollheiten in der Stadt begeht", berichtet die Ärztin Claudie Fayein.

Ist er dann unter erfahrener Obhut zu männlicher Reife gelangt, wird er mit einer (zwölf- bis 15jährigen) Maid elterlicher Wahl in seine erste vollgültige Ehe geschickt, komplett mit dreitägigem Hochzeitsfest und der großen orientalischen Überraschung, der Enthüllung der ihm unbekannten Braut. Ermangelt sie des mandeläugigen Liebreizes, der den Jemenitinnen nachgerühmt wird, kann er sich gegen eine Abfindung ohne weiteres von ihr scheiden lassen, solange noch keine Kinder da sind.

Bis er in die gefährlichen Vierziger kommt, begnügt sich der Jemenit mit einer Frau. Erst wenn die zarte Haut der Holden trotz der üblichen anstrengenden Schrubbmassage ihre Frische verliert, nimmt er sich, diesmal nach eigenem Geschmack, ein junges Ding als zweite Frau, manchmal später noch eine weitere Jungfer als Wonne seines Alters. Die gesetzliche Höchstgrenze von vier Frauen wird im Jemen kaum je erreicht. Nach seinem Tod endlich widmen sich die jungen Witwen den schulentlassenen Knaben: Der Reigen der Arabia Felix schließt sich.

„Was die westliche Vorstellung betrifft, daß die Haremsfrauen bemitleidenswerte Geschöpfe seien", schreibt die Amerikanerin Maria La Yacoma, so fänden alle bessergestellten Haremsfrauen einen solchen Gedanken „einfach lächerlich". Die Französin Claudie Fayein stimmt zu: „Sie beneiden die westliche Frau um Kinos und Kaufhäuser, aber keineswegs um ihr volleres und freieres Leben."

Mit kichernder Züchtigkeit, die jeder wohlerzogene Moslem respektiert, zähmen sich die Prinzessinnen und höheren Töchter des Jemen ihre Gebieter. Claudie Fayein staunte über die artistisch verfeinerte Prüderie, mit der sich die Haremsdamen sogar im Frauenbad bewegen, ohne sich je zu entblößen. Als die Französin sich ihres Khaki-Kleides ungeniert entledigte, wurde ihr an entsetzten Blicken klar, daß ihr „der allerschönste Schnitzer" ihres Aufenthalts unterlaufen war.

Die Plebejer-Frauen sind in ihren Sitten lockerer — sie flanieren nicht selten mit nackter Zwerchfell-Partie, und obwohl ihnen von den eifersüchtigen Ehemännern „Gift oder Dolch" droht, „legen sie bei ihren Liebesintrigen eine große Kühnheit an den Tag" —, erzählt Claudie Fayein. „Einmal behandelte ich einen Mann, der einen seltsam erschöpften Eindruck machte . . ." Der Grund: Er war von Haremsfrauen gekidnapt und drei Tage lang festgehalten worden.

Biologische Folgen solcher Abenteuer schrecken nicht; denn die jemenitischen

Hinrichtungsopfer **Prinz Abdallah**
„... auf dem Fußballfeld"

* Claudie Fayein: „Hakima — eineinhalb Jahre Ärztin im Jemen"; F. A. Brockhaus, Wiesbaden, 1956; 279 Seiten; 15,50 Mark.

Männer leben noch immer in dem von Generationen Haremsfrauen gewitzt verbreiteten Wahn, daß ein Fötus im Mutterleib „einschlafen" und so die Schwangerschaft beträchtlich verlängern könne. Geschiedene Frauen benutzen gern diesen Trick und schieben ihrem Verflossenen noch nachträglich ein Kind unter. Um einem allzu eklatanten Mißbrauch des auch in anderen islamischen Gegenden üblichen Schlaf-Schwindels zu steuern, wurde die Höchstdauer einer Schwangerschaft gesetzlich auf zwei Jahre festgelegt.

Claudie Fayein bemerkt an dem Verhältnis der Geschlechter vor allem den Mangel an „Verständnis", an natürlichem Zusammenhalt. Dieser soziologischen Gefahr, die sich aus der Ungleichheit der Rechte von Mann und Frau ergibt und die Tendenz zur Anarchie in sich birgt, sucht der Islam durch die Kraft religiöser Tabus und Gebote beizukommen.

Das große mohammedanische Ordnungsideal ist die Bruderschaft der Söhne unter der einigenden Autorität des Gottvaters und seines Propheten. Es ist das Prinzip der arabischen Großfamilie, und es bedingt die Autokratie des Vaters und die Gleichheit der Söhne untereinander ebenso wie die Gleichheit von deren Müttern; denn nur so ist dauernder Friede im Harem denkbar.

Eifersüchtig wachen die Frauen darüber, daß der Mann ihnen diese gleiche Behandlung angedeihen läßt. „Andernfalls ist die Hölle los", berichtet die Ärztin Claudie Fayein. „Ich habe einen armen Mann gekannt, der die meiste Zeit genötigt war, auswärts zu hausen" — weil er in seinem Haus keinen Platz mehr fand, nachdem er die Ansprüche seiner beiden Frauen auf eigene Wohnräume befriedigt hatte.

Die Bruderschaft der Söhne wird durch die Intrigen und Rivalitäten der Mütter zwar frühzeitig gefährdet, zumeist aber schließen sich die Söhne, die der Vater von den Windeln an gleichermaßen zur Selbstherrlichkeit und Brüderlichkeit des Mannestums erzieht, so eng zusammen, wie dies nur arabische Brüder tun können.

Zu einer Krise kommt es allerdings im Kampf der Herrschersöhne um die politische Macht. Dann klafft der Widerspruch zwischen den Erziehungszielen Herrschaftlichkeit und Brüderlichkeit unversöhnlich auf. Die Jungen sind aufgewachsen in der Lust an der Macht, geprägt von dem autokratischen Vater-Ideal, aber nur einer von ihnen darf es ausleben. Die Einheit der Söhne zerbricht.

Die tiefe Spannung zwischen Einheitswillen und spalterischem Eigensinn ist das politische Schicksal des Islam. Sie lieferte ihn jeder fremden Einmischung aus: Um Arabien zu beherrschen, brauchte England nur die unzufriedenen Scheiche aufzuputschen. So ist ein Grund für den Fremdenhaß, der das arabische Einheitsbemühen begleitet, die ständige Versuchung einzelner Fürsten und Scheiche zum Abfall.

Die gefährlichsten Feinde Nassers und des Imam sind daher nicht die Briten, sondern andere Araber — im Falle Ahmeds die „freien Jemeniten" im britischen Protektorat, die für einen demokratischen und englandfreundlichen Jemen werben. Die „freien Jemeniten" brachten es fertig, ihre machthungrigen Brüder und Verwandten am Hof sowohl für den Mord am Vater des Imam als auch für den Putsch gegen Ahmed selbst zu gewinnen. Bei dem 35jährigen Ringen des Imam und seines Vaters um das britische Protektorat Aden geht es daher vor allem darum, die britisch-protegierten Scheiche zur Einheit des Jemen zu bekehren. Solange das nicht gelingt, ist der Thron beständig gefährdet. Wenn es aber glückt, sind den Briten die Grundlagen ihrer Machtposition entzogen.

Als die Jemeniten nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches am Ende des ersten Weltkrieges ihre Unabhängigkeit zurückerlangt hatten, versuchten sie zunächst, ihre verirrten Brüder in und um Aden durch einen Appell ans Gewissen ins Reich zu holen. Unter dem Vorwand eines Höflichkeitsbesuches beim britischen Gouverneur fuhr Ahmed, damals Kronprinz, Anfang der zwanziger Jahre hinab in die Kolonie, ritt durch die Straßen der fremden Zwingburg und ließ seinen Blick voll Schmerz und Vorwurf über das Volk schweifen, das den Versuchungen der Briten so offensichtlich erlegen war.

Da wurden die Abtrünnigen von Reue gepackt, sie warfen sich ihm zu Füßen,

Hinrichtungszuschauer **Imam Ahmed**
Der permanente Nervenschock

priesen ihn als ihren rechtmäßigen Herrn und begehrten, daß er Recht über sie spreche: Verstöße gegen den Koran, die Englands milde Justiz nicht ahndet, lagen schwer auf ihrer Seele. Prinz Ahmed ließ die Schuldigen durchpeitschen, und dankbar nahmen sie die Schläge hin — doch dabei blieb es auch.

1923 fielen die Jemeniten zum erstenmal mit rächender Gewalt über die treulosen Scheichtümer im Aden-Protektorat her, und wenige Jahre später mußten die Bombenflugzeuge der Royal Air Force zum erstenmal die britischen Schützlinge aus ärgster Bedrängnis herauspauken.

Von der feindlichen Luftüberlegenheit erschreckt, verlegte sich der alte Imam Jahja, Ahmeds Vater, aufs Verhandeln. Nach mehrjährigem Feilschen schloß er 1934 einen Vertrag mit England, von dem die Briten glaubten, daß er den Status quo ihres Protektorats ausdrücklich für die Dauer von 40 Jahren anerkenne — bis sie entdeckten, wie sie von dem gewieften Jahja übertölpelt worden waren.

Der Imam hatte zur Bezeichnung der Grenze zwischen dem Jemen und dem Protektorat, die England respektiert wissen wollte, das arabische Wort „hudud" in den Vertragstext geschmuggelt. „Hudud" aber heißt nicht nur „Grenze", sondern auch „Grenzgebiet" — und Imam Jahja behauptete hinterher, er betrachte das ganze Protektorat als Grenze zwischen seinem Land und der Kronkolonie Aden. Mit „hudud" bestritten er und sein Sproß Ahmed genau das, was sie hatten bestätigen sollen: die britische Schutzherrschaft über die eigensinnigen Scheiche.

Nach dem zweiten Weltkrieg kam dann Imam Ahmed als erster Arabermonarch auf die bahnbrechende Idee, die Sowjet-Union als Patronin islamischer Freiheit und Einheit zu engagieren. Schon zu Stalins Zeiten, als Gamal Abd el-Nasser nur ein ferner Glanz im Auge der Geschichte war, bestand ein — allerdings noch mehr platonisches — Handels- und Freundschaftsabkommen zwischen dem Jemen und Rußland.

Die jemenitischen Bindungen an die Sowjet-Union intensivierten sich rasch, nachdem England 1955 versucht hatte, die Scheichtümer im Protektorat Aden zu einer Art Miniatur-Bagdad-Pakt zu konsolidieren. 1956 landete Ahmeds Sohn Mohammed el-Badr in Moskau mit den Worten: „Ich flehe zu Allah, er möge mir Erfolg in dieser Mission verleihen." Er wollte Waffen und technische Hilfe. „Der Jemen hat in uns zuverlässige und unermüdliche Freunde", versicherte die „Prawda".

„Mindestens sechs bis sieben Schiffe mit russischen und tschechischen Waffen, darunter auch alte T-34-Panzer, sind nacheinander im jemenitischen Hafen Hodeida eingetroffen", meldete das Londoner Foreign Office im Sommer 1957 alarmiert. Denn unterdessen war der Bandenkrieg im Adener Protektorat hitziger als je zuvor entbrannt. Die westlichen Bezichtigungen, die Araber verkauften für ein paar Kugelspritzen ihre Freiheit, scheinen den Imam nicht zu beeindrucken, solange britische Düsenjäger über den Grenzen seines Landes kreisen und ihm der Nervenschock vom letzten Attentatsversuch britisch-protegierter Oppositioneller noch immer in den Gliedern steckt.

Genau wie Nasser bei seiner Agitation gegen den Irak und Jordanien, ist der Imam darauf aus, die Araber-Stämme im Protektorat ihren englandtreuen Scheichen abspenstig zu machen — und nach jahrzehntelanger vergeblicher Mühe hat er nun zum erstenmal Erfolg, dank der russischen Gaben, die ihm großzügige Bestechungsgeschenke gestatten, dank Nassers großarabischer Glorie, und weil es sich auch im entlegensten Dschungel herumgesprochen hat, daß der Britenlöwe nicht mehr ist, was er einmal war.

Die Unzufriedenen und Rückversicherer aus dem Protektorat werden von den Jemeniten abgeworben — gegen ihre Scheiche und die von britischen Offizieren geführte Eingeborenen-Schutztruppe. Als Garantie für ihre Treue müssen die übergetretenen Stammeshäuptlinge nach altem Brauch eine Geisel — gewöhnlich einen ihrer Söhne — im Jemen zurücklassen.

„Und wenn sie dann versäumen, bei ihren Attacken gegen die Briten einen sportlichen Durchschnitt herauszuholen", berichtet der britische Korrespondent Noel Barber, „wird der Junior einen Kopf kürzer gemacht."

Der exponierteste britenfreundliche Araberfürst im Protektorat Aden, der greise Scherif von Beihan, klagte: „Ich kann keine Nacht mehr schlafen. Ein Mann nach dem anderen wird mir von den Jemeniten fortgelockt." Zu panischer Furcht hat sich die Unsicherheit der Scheiche gesteigert, seit nun auch der Schatten Nassers in Südarabien aufgetaucht ist.

Während Ägypter und Jemeniten über den militärischen Einsatz im Jemen ver-

handeln, verlegte die britische Regierung in der vorletzten Woche neue Truppenverbände nach Aden, weil einige Scheiche im Sultanat Lahedsch nördlich von Aden angeblich den Anschluß des Sultanats an Nassers Staatenbund betrieben haben. In London sprach man bereits von der „Gefahr eines arabischen Korea", und die amerikanische „Saturday Evening Post" meinte, die Fehde des Imam gegen die Briten sei bisher zwar „der seltsamste Krieg, der je geführt wurde", doch „wenn er sich auf eine größere Arena ausbreitet, könnten wir alle mit hineinverwickelt werden".

Vorläufig hat es allerdings nicht den Anschein, als ob sich solche düsteren Prognosen bewahrheiten könnten. Mit der gerissenen Geschäftigkeit, die eine winkelzügige Geschichte den Söhnen Mohammeds ins Blut gelegt und bis ins Genialische verfeinert hat, ist der Imam schon seit Jahren zäh bestrebt, Rußland und Amerika aus seiner halbprivaten Auseinandersetzung mit den Briten möglichst herauszuhalten

Jemenitische **Grenzfeste Ibb:** Museumsstaat am Roten Meer

und durch kluges Lavieren von der Spannung der Weltmächte zu profitieren.

Ein amerikanisches Hilfsangebot lehnte er ab, weil angeblich politische Bedingungen daran geknüpft waren. Die Hilfe der Sowjets, die keine Bedingungen stellten, nahm er zwar an. Doch als die ersten russischen Techniker dann leibhaftig im Jemen auftauchten, bereitete ihm ihr Anblick, wie die „New York Times" zu berichten wußte, großes Unbehagen. Kaum war der Pakt mit Nasser unterzeichnet, da bat der Imam auch schon um die Entsendung ägyptischer Techniker, damit die Russen „wieder nach Hause gehen" könnten.

In seiner durchtriebenen Schaukelpolitik offenbarte Imam Ahmed, daß er von der arabischen Seele ungleich mehr versteht als die prowestlichen Scheiche und Könige Arabiens: Er ist der erste Feudalfürst, der an einer kaum beachteten Wetterecke der Weltpolitik den Giganten in Ost und West klargemacht hat, daß es Länder gibt, die sich mit der Einheits-Elle des Kalten Krieges nicht messen lassen.

SOWJET-UNION

HANDELSVERTRÄGE

Unabkömmliche Genossen

Zwischen Israel und der Sowjet-Union ist unlängst ein juristischer Streit entbrannt, der auch von den Vertragsjuristen des westdeutschen Außenhandels mit Spannung verfolgt wird, deren Abkommen mit der Sowjet-Union soeben durch Anastas Mikojan besiegelt wurde. Der Konflikt dreht sich um eines der wichtigsten Probleme des Osthandels, um das Problem nämlich, wer über Streitfragen zwischen der Sowjet-Union und ihren Handelspartnern entscheiden soll.

Seit Jahrhunderten ist es internationaler Brauch unter Kaufleuten, Handelsstreitigkeiten nicht durch ordentliche Gerichte, sondern durch Fachkollegen entscheiden zu lassen, sogenannte Arbitratoren*. Solche kaufmännischen Schiedsgerichte zur Schlichtung einfacher Streitfälle können von Fall zu Fall gebildet werden. Schwierige Fälle hingegen werden bei ständigen Schiedsgerichten anhängig gemacht.

Von solchen Arbitrage-Möglichkeiten schließt sich freilich ein Staat seit Jahrzehnten hartnäckig aus: die Sowjet-Union. Die Sowjets bestehen im kommerziellen Verkehr mit den kapitalistischen Ländern darauf, Handelsstreitigkeiten ausschließlich von ihrem Moskauer Schiedsgericht „Injurkolegija" entscheiden zu lassen.

Wie subjektiv die sowjetische Regierung Handelsstreitigkeiten behandelt, offenbarte der Streitfall mit Israel, dessen Vorgeschichte im Jahre 1953 begann. Damals schlossen zwei israelische Importfirmen ein Abkommen mit Sowjet-Rußlands staatlicher Ölhandelsgesellschaft „Sojus Neftexport" Die Sowjets verpflichteten sich, den Israelis so viel Rohöl zu liefern, daß sie damit etwa 30 Prozent ihres Treibstoffbedarfs decken konnten.

Als der Vertrag im Frühjahr 1956 ablief, wurde er mit beiderseitigem Einverständnis bis 1958 verlängert; ein halbes Jahr später erfüllte die Moskauer Gesellschaft jedoch die Vertragsbedingungen nicht mehr; sie teilte den israelischen Handelspartnern mit, daß die Lieferungen auf Anordnung des Außenhandelsministeriums der UdSSR gestoppt würden. Der Liefervertrag sei „durch höhere Gewalt" hinfällig geworden.

Dieses Schreiben traf Anfang November 1956 in Haifa ein, als die Truppen Ben-Gurions die Ägypter auf der Sinai-Halbinsel mit Panzern überrollten und der Kreml es für opportun hielt, Nassers Partei zu ergreifen.

Freilich geriet der Angriff der israelischen Heerscharen dadurch nicht ins Stocken; als Lückenbüßer sprangen amerikanische Mineralölfirmen ein, die sich die Nothilfe allerdings teuer bezahlen ließen. Die beiden israelischen Importfirmen errechneten, daß sie insgesamt zehn Millionen Mark mehr hatten aufwenden müssen. Da die Sowjetfirma jeden Schadenersatz ablehnte, bemühten sich die Israelis, die Moskauer Ölgesellschaft zu verklagen.

Um ihre Klage beim Moskauer Schiedsgericht anbringen zu können, mußten die Israelis zunächst einen Vertreter der Anklage suchen, und zwar aus einem runden Dutzend sowjetischer Handelsfunktionäre, die auf der sowjetischen Schiedsrichterliste stehen. Außer dem Kläger muß auch die beklagte Partei einen Arbitrator stellen; die Vertreter beider Parteien wählen aus der Ersatzreserve der übrigen Listenkandidaten einen Vorsitzenden; erst dann ist das Schiedsgericht beschlußfähig.

Immerhin gelang es den nach Moskau entsandten Anwälten David Moses Schlosberg und Zeev Argaman, einen der lizenzierten Schiedsrichtergenossen als israelischen Anklage-Vertreter zu benennen. Doch kaum waren die Anwälte nach Haifa zurückgekehrt, da erreichte sie die betrübliche Nachricht, daß der Genosse Arbitrator schwer erkrankt sei und sein Mandat zurückgeben müsse.

Unverzüglich flog David Moses Schlosberg abermals nach Moskau, um einen Ersatzmann zu suchen. Es zeigte sich aber, daß die auf der Liste stehenden Kandidaten mehr oder minder unabkömmlich oder unpäßlich waren. Schließlich erklärte sich Nummer Eins der Liste, der Präsident der sowjetischen Allunions-Handelskammer Nesterow, bereit, die Anklagevertretung zu übernehmen.

Nesterow konnte das Mandat schlecht ablehnen, nachdem ihn der Anwalt an eine Grundsatzerklärung erinnert hatte, die Nesterow 1952 auf der Moskauer Weltwirtschaftskonferenz abgegeben hatte: „Die wichtigste Voraussetzung für die Verbesserung und Ausdehnung internationaler Handelsbeziehungen ist der Verzicht auf jede Form der politischen Diskriminierung."

Nesterow versprach denn auch, die Interessen Israels im Sinne dieser Erklärung zu vertreten, jedoch nach wenigen Tagen gab auch er sein Mandat zurück. Diesmal war es keine Krankheit, sondern die Brüsseler Weltausstellung, die den sowjetischen Arbitrator daran hinderte, sich der leidigen Streitsache anzunehmen.

Den israelischen Anwälten bleibt jetzt keine andere Wahl, als nochmals nach Moskau zu reisen. Erst wenn es ihnen endlich gelingt, einen amtlich genehmigten Schiedsmann zu finden, der in nächster Zeit vor Krankheit und anderen Anfechtungen gefeit ist, besteht Aussicht, das Arbitrageverfahren in Gang zu bringen.

* Abgeleitet von dem lateinischen Wort arbitrium = Schiedsspruch.

SPANIEN

JU-52

Der stellvertretende Chef des spanischen Generalstabes, General Inglesias, führte in einem Bericht über die Situation der Luftwaffe Spaniens die Liquidation des Aufstandes in Ifni (Westafrika) auf den Einsatz alter deutscher Transportmaschinen vom Typ Ju-52 zurück, die spanische Truppen in das Aufstandsgebiet geflogen hatten. Spanien hat nach 1945 die Junkersmaschinen in Lizenz nachgebaut. Auch Frankreich besitzt noch Ju-52-Maschinen und verhandelt zur Zeit mit der spanischen Regierung über den Ankauf weiterer Flugzeuge dieses Typs.

STREIKS

Die hängenden Arme

Seit Jahren scheitert der Kampf der innerspanischen Opposition gegen das faschistische Regime Francisco Francos an einer unsichtbaren und dennoch allgegenwärtigen Macht, die stärker ist als alle Polizeigewalt des pustebäckigen Caudillos: an der Furcht des Durchschnittsspaniers vor einer Wiederholung jenes Bürgerkrieges, der in den dreißiger Jahren das Land südlich der Pyrenäen zerfleischte.

Die Furcht vor einem zweiten Bürgerkrieg hat neuerdings der Opposition gegen Franco eine für den Kampf gegen Diktatoren ungewöhnliche Taktik aufgezwungen: Die Gegner Francos überbieten sich seit einiger Zeit in Demonstrationen ihrer Friedfertigkeit, um den Bürgern Spaniens zu beweisen, daß sie Ruhe und Ordnung garantieren können.

Daß sich auch die schärfsten Gegner des Regimes — die in Spanien immer noch illegal agitierenden Sozialisten, Anarchisten und Kommunisten — dieser Taktik bedienen, offenbarten jüngst die Arbeiterstreiks in den asturischen Bergwerken und den Textilfabriken Barcelonas. Im Gegensatz zu den Interpretationen ausländischer Beobachter, die — wie der westdeutsche „SPD-Pressedienst" — bereits die „spanische Erde" von den „Vorboten gesellschaftlicher Erschütterungen erzittern" ließen, erwies sich die Streikwelle in Spanien als eine der friedlichsten in der Geschichte der Arbeiterbewegung.

Begonnen hatten mit der weichen Welle die Kommunisten. Im Sommer des letzten Jahres beschloß die in Südfrankreich residierende KP-Führung, das Franco-Regime müsse an seiner verwundbarsten Stelle, auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Sozialpolitik, angegriffen werden, und zwar mit friedlichen Mitteln, die keinen Augenblick lang die Kontinuität des spanischen Staates gefährden dürften.

Tatsächlich bildet für die Gegner Francos die Wirtschaftslage Spaniens ein ideales Kampffeld:

- Seit zwei Jahren hält in Spanien eine Teuerungswelle an, die fast alle Preise um 30 bis 50 Prozent steigen ließ.
- Scharfe Kreditrestriktionen und Sondersteuern machen es der Industrie unmöglich, ihre Produktion zu steigern.
- Die Verwilderung der Geschäftsmoral, Mißernten und Überschwemmungskatastrophen haben die sozialen Spannungen erheblich erhöht.

Die Kommunisten nutzten ihre Chance. Als im letzten Herbst die neuen Vorstände der syndikalistischen Gewerkschaften gewählt wurden, gaben die Anhänger Moskaus ihren jahrelangen Boykott gegen die Organisationen des Franco-Regimes auf. Sie traten scharenweise in die Gewerkschaften ein. Ein Kommentator von Radio Moskau erläuterte die überraschende Wendung: Die Genossen müßten im Interesse der nationalen Einigung alles erlittene Unrecht vergessen und mit den Organen des Caudillo friedlich zusammenarbeiten.

Staatschef Franco
Wo bleibt das Wirtschaftswunder?

Aber nicht nur die Kommunisten, auch die linksdemokratischen Gegner der Diktatur richteten sich auf eine friedliche Unterhöhlung des Franco-Regimes ein. Vor allem die Sozialisten drangen darauf, durch eine Aktion der spanischen Arbeiter zu demonstrieren, daß Franco nicht garantieren könne, was heute jeder Spanier fordert: stabile Wirtschaftsverhältnisse.

Die Führer der Anti-Franco-Fronde kennen das Dilemma, dem der bäuchige Caudillo kaum zu entrinnen vermag: Auf der einen Seite kann das Regime die wirtschaftlichen Verhältnisse nur verbessern, wenn es die Industrieproduktion steigert, auf der anderen Seite aber hält es zäh an der totalen staatlichen Lenkung der spanischen Industrien fest, die wiederum die ausländischen Privatunternehmer daran hindert, in Spanien zu investieren. So müssen sich die Wirtschaftler Francos mit pathetischen Formulierungen begnügen. Mokierte sich Handelsminister Ullastres kürzlich: „Man kann von mir noch kein deutsches Wirtschaftswunder erwarten. Der Weg von Friedrich List bis zu Ludwig Erhard ist für Spanien weit."

Um die Schwierigkeiten Francos zu verschärfen, bereiteten sozialistische Agitatoren Anfang dieses Jahres eine Anzahl Streiks vor, die jedoch gänzlich unpolitisch sein sollten. Die Opposition umging dabei sorgfältig das amtliche Streikverbot und forderte die Arbeiter auf, lediglich in einen Sitzstreik zu treten und keinesfalls ihren Arbeitsplätzen fernzubleiben. Die Gegner des Franco-Regimes nannten das die „Aktion der hängenden Arme".

Zentrum der Streikbewegung sollten die Kohlenbergwerke in der Provinz Asturien sein, deren Arbeiter schon in der Zeit der Republik (1931 bis 1939) bewiesen hatten, daß sie den Parolen der Linksparteien folgen. Im Jahre 1934 schlossen sich die Arbeiter von Asturien einem anarchistischen Aufstand gegen die Zentral-Regierung in Madrid an, der vom Militär blutig niedergeschlagen wurde. 2000 Arbeiter kamen dabei ums Leben.

Diesmal folgten die asturischen Bergarbeiter der Parole der illegalen Sozialistischen Partei. Anfang März traten sie in den Sitzstreik und forderten eine stabile Wirtschaftsordnung und höhere Löhne. Ähnlich friedfertig verhielten sich die Textil- und Metallarbeiter Barcelonas, die ebenfalls streikten. Sie verzichteten sogar auf Lohnforderungen und demonstrierten lediglich für stabilere Preise.

In diesen Streik-Aktionen offenbarte sich die Taktik der Gegner Francos, auf jeden Gewaltakt zu verzichten, dafür aber durch zivilen Ungehorsam die Polizei des Diktators zu Strafexpeditionen gegen die Streikenden zu provozieren. Es sollte der Eindruck entstehen, daß nicht die Gegner des Regimes, sondern der Caudillo selbst die Atmosphäre der Bürgerkriegszeit kultiviert.

Die Polizei Francos lief denn auch prompt in die aufgestellte Falle. Mit gewohnter Präzision fegten die Mitglieder der Guardia Civil eine friedliche Arbeiter-Delegation von der eleganten Via Layetana in Barcelona; die Arbeiter hatten dem Gouverneur von Katalonien, General Felipe Acedo, ihre Forderungen präsentieren wollen. Kurz darauf ließ der Direktor für das Sicherheitswesen mitteilen, daß 54 kommunistische „Rädelsführer" verhaftet worden seien.

Als die Arbeiter von Barcelona und Asturien dennoch am „Streik der hängenden Arme" festhielten, schlug Franco noch härter zu. Er hob die ohnehin nur theoretischen Grundrechte der spanischen Verfassung für vier Monate auf und befreite damit die Polizei von allen Gewissensbedenken. Jeder Polizist konnte von nun an nach eigenem Ermessen streikende Arbeiter verhaften.

Der Taktiker Franco erkannte jedoch bald, daß seine plumpen Maßnahmen den Gegnern seines Regimes nur allzusehr ins Konzept paßten, und so untersagte er denn in den letzten Märztagen die Massenverhaftung von Arbeitern. Statt dessen griff er zu einem Mittel, das den Sitzstreik ebenso erfolgreich wie lautlos liquidierte: Der Caudillo ließ die Fabriken und Bergwerke schließen. Von einem Lohnausfall auf unabsehbare Zeit bedroht, kapitulierten die Streikenden in den Bergwerken und Textilfabriken.

Der Caudillo war freilich umsichtig genug, die Kapitulation der Arbeiter von Asturien und Barcelona mit einer ungewöhnlichen Konzession zu verzuckern. Franco ließ von seinem Scheinparlament, den Cortes, ein Gesetz verabschieden, das künftige Lohnverhandlungen zwischen Arbeitern und Unternehmern weitgehend von der Kontrolle der Madrider Regierung befreit. Ein Sprecher des Caudillo erklärte, das neue Gesetz solle „den Lebensstandard erhöhen und die individuelle Produktivität verbessern".

VATIKAN

PAPST-FAMILIE

Die Neffen

Italiens Botschafter beim Heiligen Stuhl sprach kürzlich im päpstlichen Staatssekretariat vor, um die Eminenzen des Vatikans namens seiner christdemokratischen Regierung vor einem Schritt zu warnen, der wie kein zweiter geeignet wäre, in Italien nach dem Prato-Fall neue antiklerikale Entrüstung zu provozieren: Der Vatikan hatte durchblicken lassen, daß er die italienische Regierung ersuchen werde, die Presse des Landes in allen Fragen, die das Ansehen des Papstes betreffen, einer Vorzensur zu unterwerfen.

„Man muß die Bestimmungen derart festsetzen, die Materie derart streng handhaben", hatte das offizielle Vatikan-Organ

Fürst **Giulio Pacelli**
Verwandter des Papstes zu sein ...

„L'Osservatore Romano" gefordert, „daß jeder Zweifel, jede Zweideutigkeit, jede Möglichkeit für Böswillige ausgeschaltet wird, aus dem Mangel an Vollständigkeit und Genauigkeit Kapital zu schlagen."

Mit solchen barocken Formulierungen reagierte der Vatikan auf Angriffe italienischer Zeitungen, die dem Papst oder doch zumindest der Kurie vorgeworfen hatten, Vetternwirtschaft im Schatten der Peterskirche zu dulden. Die beanstandete italienische Pressekritik war unverblümt auf päpstliche Neffen gezielt gewesen.

Päpstliche Neffen spielen seit dem Jahre 1586 hinter den Mauern des Vatikans eine große Rolle. Damals schuf Papst Sixtus V. das Amt des „Neffen der Heiligen Römischen Kirche" (Nepos Sanctae Romanae Ecclesiae), das meistens von dem ältesten Neffen des amtierenden Papstes ausgefüllt wurde: Der Neffe des Papstes erhielt den wichtigsten Kardinalshut und nahm automatisch die Stellung ein, die später die Staatssekretäre bekleideten.

Mit dem Nepos entstand zugleich der Nepotismus, den die kirchenamtliche „Katholische Enzyklopädie" als „übertriebene Gunstbezeigungen" definiert, „die verschiedene Päpste Mitgliedern ihrer eigenen Familie erwiesen, durch Gewährung kirchlicher Würden, Privilegien, weltlicher Herrschaften oder üppiger Einkünfte im Kirchenstaat oder anderswo in Italien".

Im Jahre 1692 wurde zwar der Nepos, nicht aber der Nepotismus abgeschafft. Die Päpste brachten in ihrer südländischen Sippenfürsorge nach Möglichkeit die ganze Verwandtschaft in der Verwaltung der Kurie unter. Auch Eugenio Pacelli, der 1939 den Petristuhl als Papst Pius XII. bestieg, zog seine Verwandtschaft allmählich nach.

In der engsten Umgebung des Heiligen Vaters waren es vor allem drei Prominente, die in letzter Zeit die Phantasie der laizistischen Presse beschäftigten:

- Fürst Marcantonio Pacelli, Neffe des gegenwärtigen Papstes, gilt als einer der größten Grundstücksspekulanten der italienischen Hauptstadt;
- Fürst Giulio Pacelli, ebenfalls ein Neffe des Heiligen Vaters, sitzt im Vorstand des Banco di Roma und vertritt pharmazeutische Fabriken und Schiffahrts-Gesellschaften;
- Graf Stanislao Pecci, Großneffe des 1903 verstorbenen Papstes Leo XIII., ist einer der einflußreichsten Männer in der Finanzpolitik des Vatikans.

Das Unglück der Papst-Neffen wollte es, daß sich die linksliberale Wochenzeitung „Espresso" der These verschwor, „die großen Finanzmächte der italienischen Hauptstadt" seien „untereinander und insgesamt wiederum mit dem Vatikan zu einem einzigen Ziel verbunden — der wirtschaftlichen Kontrolle über Rom". Unkte das laizistische Kampforgan: „Der Papst herrscht wieder über Rom!"

Die Attacken des „Espresso" lockten 1957 den französischen Skandal-Autor Roger Peyrefitte nach Rom. Später mokierte sich Peyrefitte in einem Zeitungsartikel: „Angesichts der weltlichen Interessen (der Kurie) können sich nur noch die Uneingeweihten entrüsten, wenn die Neffen von Pius XII. ein solch ausgebreitetes Netz von Geschäften leiten. Neffe des Papstes zu sein, ist ein schöner Beruf."

Die Attacke des „neuen Voltaire", wie sich Peyrefitte bescheiden tituliert, veranlaßte den Vatikan, von seiner bisherigen Taktik, Kritik an Personen der Kurie totzuschweigen, erstmalig abzuweichen: Aufgrund des Artikels, der in der linksextremistischen römischen Zeitung „Paese Sera" abgedruckt worden war, erhob der Vatikan gegen den französischen Autor bei einem römischen Gericht Klage wegen Verleumdung des Papstes.

Die Advokaten der Kurie beriefen sich in ihrer Klageschrift auf den Artikel VIII des Lateranvertrages von 1929, der in seiner heutigen Form bestimmt: „Öffentliche Beleidigungen und Schmähungen des Papstes in Wort, Schrift oder Tat auf italienischem Gebiet werden in gleicher Weise bestraft wie die gegen die Person des Staatspräsidenten gerichteten Beleidigungen und Schmähungen."

Kaum hatten die päpstlichen Rechtsgelehrten ihre Klageschrift eingereicht, da kreuzten die Reporter des „Espresso" erneut auf und eilten ihrem arg bedrängten Gesinnungsfreund Peyrefitte mit der bisher schärfsten Attacke gegen den Nepotismus der Kurie zu Hilfe.

Das römische Wochenblatt enthüllte, daß der Vatikan den italienischen Finanzminister Andreotti nach langen Kämpfen bewogen hat, die beiden Papst-Neffen Fürst Giulio Pacelli und Graf Stanislao Pecci von der 1947 festgesetzten außerordentlichen Vermögensabgabe zu befreien. Die Kurie habe damit durchgesetzt, was bislang drei Finanzminister nacheinander abgelehnt hätten.

„Espresso" berichtete, seit 1947 hätten die beiden Papst-Neffen beim italienischen Staat Steuerfreiheit beantragt, und zwar stets mit demselben Argument: Als Vertreter ausländischer Mächte — Pecci fungiert als Gesandter des „Souveränen Malteser Ritter-Ordens", Giulio Pacelli als Gesandter der mittelamerikanischen Bananenrepublik Costa Rica beim Vatikan — dürften sie diplomatische Sonderrechte beanspruchen. Die Papst-Neffen hätten dabei geflissentlich außer acht gelassen, daß die italienischen Gesetze nur *ausländischen* Diplomaten in Italien Steuerfreiheit einräumen, nicht aber italienischen Staatsbürgern, die nur nebenher als diplomatische Vertreter für dritte Staaten tätig sind.

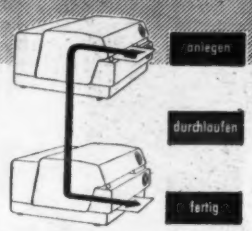
Die Enthüllungen des linksliberalen Wochenblattes lösten in der laizistischen

Fürst **Marcantonio Pacelli**
... ist ein schöner Beruf

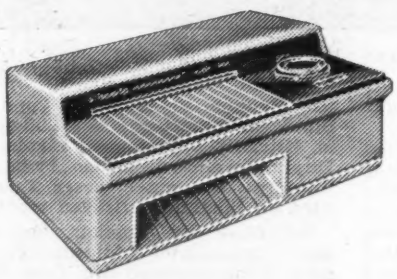
Presse Italiens scharfe Angriffe gegen den Vatikan aus. Das wiederum forderte die Organe der Kurie zu heftigen Gegenattacken heraus, die in der These gipfelten, wer die Verwandten des Papstes kritisiere, greife damit auch den Heiligen Vater an: „Das Richtziel sind die Neffen, in Wirklichkeit will man den Papst treffen!" („Osservatore Romano")

Die Kurie forderte schließlich eine Vorzensur für die italienische Presse. Der Artikel VIII des Lateranvertrages, so argumentierten päpstliche Diplomaten, verpflichte die italienische Regierung, jede beabsichtigte Beleidigung des Heiligen Vaters im Keime zu ersticken.

Der offenherzige Ruf des Vatikans nach einer Pressezensur traf Italiens christdemokratische Regierung in einem denkbar ungünstigen Augenblick: Die christdemokratischen Politiker führen zurzeit einen erbitterten Wahlkampf, in dem sie sich vor allem gegen die massive Anklage verteidigen müssen, sie seien die Handlanger des hohen Klerus.



Was zahlen Sie für eine Kopie?



Das neue „THERMO-FAX" Trocken-Kopierverfahren liefert Ihnen eine DIN A 4-Kopie in 4 Sekunden. Sie brauchen keine Chemikalien, keine Dunkelkammer, kein besonders geschultes Bedienungspersonal.

Durch den niedrigen Papierpreis und die geringe Arbeitszeit kostet eine „THERMO-FAX" Kopie nur 32 Pfennig.

Vergleichen Sie diesen Preis mit Ihren jetzigen Kosten. Lassen Sie sich von uns zeigen, wie andere große Firmen Geld mit „THERMO-FAX" sparen. Senden Sie uns bitte den Coupon ein.

An die 3M Company, Düsseldorf, Postfach 12131
Ich interessiere mich für das neue
„THERMO-FAX" Trocken-Kopierverfahren

☐ und wünsche eine unverbindliche Vorführung ohne jegliche Verpflichtung.
☐ Senden Sie mir bitte Ihren Prospekt D1

Name .....
Firma .....
Anschrift ..... Telefon .....

PRODUKT DER 3M COMPANY FORSCHUNG

Thermo-Fax
TROCKEN-KOPIERVERFAHREN

Vertretungen im ganzen Bundesgebiet und in West-Berlin

FILM

NITRIBITT

Des Wunders liebstes Kind

In den Kulissen einer Hotelhalle, die in der Atelierstadt von Berlin - Spandau milieugerecht nachgebaut worden ist, beginnen in dieser Woche die Aufnahmen zu einem Film, der den Kinobesuchern einen Blick in Deutschlands berühmtestes Schlafzimmer gewähren soll. Das Vorhaben erschien sogar Hunderten von Kinobesitzern so anrüchig, daß Theaterbesitzer-Organisationen in Nordrhein-Westfalen und Bayern in Protestresolutionen androhten, sie würden den Film nicht aufführen.

Trotz dieser ungewöhnlichen Boykott-Drohung aber gab die Produktionsgesellschaft Roxy ihrem Regisseur Rolf Thiele („Die Barrings", „El Hakim") die Order, mit den Dreharbeiten zu beginnen. Denn was Thiele in Spandau inszeniert, könnte nach Auffassung der Beteiligten der „Film des Jahres" werden — ein Kinostück über die ruhmreichste deutsche Prostituierte der Nachkriegszeit: „Das Mädchen Rosemarie", wie der Filmtitel die Heldin, Rosemarie Nitribitt, schlicht nennt.

Als die „Venus vulgivaga (mot.)" — wie sie der Feuilletonist Karl N. Nicolaus postmortal taufte — am 1. November des vergangenen Jahres in ihrer Frankfurter Wohnung erdrosselt aufgefunden wurde, war die Roxy-Filmgesellschaft noch mit Vorbereitungen zu einem Film über das Leben des heiligen Ignatius von Loyola beschäftigt. Aber dieser Stoff ließ sich offensichtlich nicht so schnell für die Bedürfnisse des Kinopublikums herrichten wie die blonde Geschichte von Frankfurts Boulevards.

Das Bekanntwerden des Mordfalles, der noch immer ungeklärt ist, hatte die Filmbranche in spürbare Unruhe versetzt. Mehrere Produktions- und Verleihfirmen erhoben Anspruch auf einen Filmtitel mit dem Namen Nitribitt, und kurz nacheinander wurden diesbezügliche Titelanmeldungen in das Register der Freiwilligen (Film-)Selbstkontrolle in Wiesbaden eingetragen, zum Beispiel:

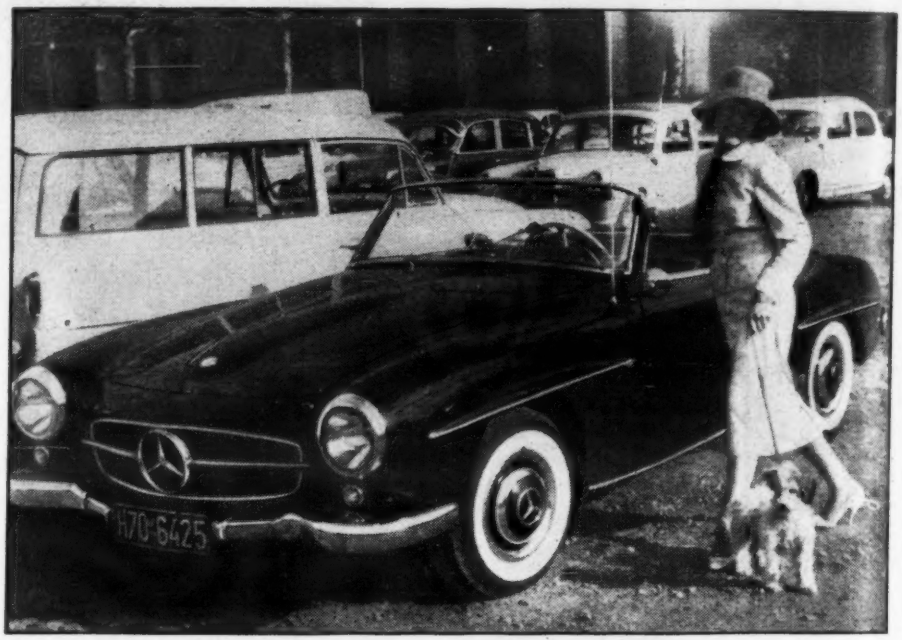
- „Der Fall Nitribitt" (Das Leben und Schicksal der blonden Rosemarie), angemeldet am 5. November vom Sonderfilmverleih Zwicker, Frankfurt;
- „Polizei-Akte Mannequin Isabel", am 9. November von der Filmgesellschaft Cinelux, Berlin;
- „Rosemarie . . ., aus dem Tagebuch eines ‚Mannequins'", am 11. November von der Astra-Filmkunst.

Vier Tage später beanspruchte auch der professionelle Gesellschaftspessimist Erich Kuby aus München („Das ist des Deutschen Vaterland") — gemeinsam mit dem Film-Manager Werner Jäger — einen Nitribitt-Titel, der am 15. November 1957 registriert wurde: „Ein Mädchen namens Nitribitt". Während aber die an einem Nitribitt-Film interessierten Produktions - Gesellschaften und Verleiher in der Affäre eine kinoübliche „Sex and Crime"-Geschichte sahen, erspähte Kuby in der Frankfurter Halbweltdame „ein Phänomen des deutschen Wirtschaftswunders mit allen seinen Begleiterscheinungen".

Durch welcherlei Kombinationen Kuby zu diesem Schluß gelangte, ist bisher verborgen geblieben. Die Idee zu einem solchen Film, beteuerte er, sei ihm überhaupt erst gekommen, nachdem er bereits den Plan gefaßt hatte, über Rosemarie Nitribitt ein gesellschaftskritisches Buch mit dem Titel „Des deutschen Wunders liebstes Kind" zu schreiben. Kuby: „Diese Lebedame kam nicht wegen ihrer Erotik zum Ruhm. Sie hat nur begriffen, daß man etwas inszenieren kann. Sie hat sich selbst inszeniert — als Symbol des deutschen Wirtschaftswunders."

Der Nitribitt-Film, den nun wiederum Kuby inszenieren wollte, sollte deswegen „nichts anderes sein als ein gesellschaftskritischer Aufriß". Ein wirklichkeitsgetreuer, biographischer Dirnenfilm hätte auch schwerlich gedreht werden können, da aus dem Leben der Nitribitt nicht mehr als nur einige belanglose Details bekanntgeworden sind.

Über den Manager Jäger bekam Nitribitt-Phänomenologe Kuby Verbindung zum Produzenten Waldleitner, der sich sogleich den aussichtsreichsten Platz in dem Rennen um einen Nitribitt-Film sicherte: Über den Düsseldorfer Bevollmächtigten der Erbengemeinschaft Nitribitt, Dr. Wille, erkaufte er sich für ein entsprechendes Entgelt die Stoff- und Persönlichkeitsrechte am Liebesleben und -treiben der verewigten Blondine.



Mercedes-Fahrerin **Nitribitt**: „Venus vulgivaga (mot.)"

Regisseur Thiele, der die Moritat inszenieren sollte, hatte immerhin Bedenken gegen eine realistische Darstellung: „Die Leiche ist ja noch nicht einmal ausgekühlt." Die mangelnde „historische Distanz" zum Thema könne nur durch stilistische Mittel überbrückt werden: „Dieser Film darf nicht auf Kommentierung verzichten."

Roxy - Produzent Waldleitner verpflichtete deswegen Joe Herbst und Rolf Ulrich von dem Berliner Kabarett „Die Stachelschweine", für seinen ehrbaren Dirnenfilm eine Anzahl Songs à la Brecht als Kommentare zur Laufbahn der Rosemarie Nitribitt zu verfassen. Sie sollen, wie bei einem Musical, in den Film eingestreut werden.

Den Filmbesuchern, die weder aus den Ankündigungen der Filmgesellschaft noch aus den Äußerungen des Drehbuch-Autors Kuby entschlüsseln können, welche Anhaltspunkte für die These von dem symbolträchtigen Zusammenhang zwischen Nitribitt und Wirtschaftswunder sprechen, wird in der Mitte des Films Bescheid erteilt: In filmgerechter Mißachtung der Wahrscheinlichkeitsgesetze präsentiert Kuby seine Titelheldin als Hochglanz-Kokotte (Nadja Tiller), die von einem zwielichtigen Individuum mit dem französischen Namen Fribert (Gerd Froebe) zu Zwecken der Werkspionage eingesetzt und bezahlt wird. Fribert erläutert der Nitribitt auf Drehbuchseite 110 „den Zusammenhang zwischen deinem Bett und dem Wirtschaftswunder" mit einer Sentenz über die mehr seelische als körperliche Einsamkeit bundesdeutscher Manager:

„Ich möchte dich nicht dafür bezahlen, daß ich mit dir schlafe, sondern dafür, daß du mit anderen schläfst . . . Du mußt eine große Kokotte werden. Wenn du aussiehst wie eine Dame, werden sie dich als Beichtstuhl benutzen . . . Diese Wunderbonzen sind einsam, jeder ganz oben, und jeder ganz allein . . . Sie wollen das ganze Getue mal los sein. Sie werden dir erzählen, was sie für tolle Kerle sind — in ihrer Fabrik . . ."

Die „Wunderbonzen", die sich bald abwechselnd in stets demselben großgestreift-ten Pyjama unter dem Wandbild von Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard im Nitribitt-Appartement räkeln, sind die Direktoren eines deutschen „Isolierplatten"-Konzerns, der unter dieser Tarn-Firmierung an Rüstungsaufträgen arbeitet.

Zu Gast im Boudoir der Nitribitt, der „Frankfurter Allgemeinen", haben diese Konzernherren des Kuby-Drehbuchs eine gemeinsame Eigenschaft: Sie berichten überschwenglich und exakt von den wirtschaftlichen Manipulationen und technischen Errungenschaften ihrer Werke, so daß die Film-Nitribitt die gesuchten Informationen zwecks Weitergabe auf versteckte Tonbänder aufnehmen kann.

Die beträchtlichen Einkünfte aus dieser kombinierten Spionage - Prostituierten-Tätigkeit ermöglichen ihr bald damenhafte Lebensweise und neureichen Mercedes-Kult, was ihr im Film das Attribut „Engel aus dem SL" einbringt: Schon nach den ersten Tändeleien mit den Isolierplatten-Direktoren kann sie sich gegen Barzahlung den schwarzen Mercedes-Sportwagen vom Typ 190 SL kaufen, der auf den Photos der authentischen Nitribitt zu sehen ist. Das Drehbuch schreibt für die Szene im Mercedes-Verkaufsraum ausdrücklich vor:

„Die Nitribitt stellt sich an den Wagen, als würde sie photographiert. Man sollte hier die Pose nachahmen, die sie auf dem durch alle Zeitungen gegangenen Bild mit dem SL eingenommen hat."

Als die ins westliche Ausland weitergeleiteten Tonbänder mit den Werksgeheimnissen einen Skandal heraufbeschwören, wird Rosemarie Nitribitt, „des Wunders liebstes Kind", umgebracht. Die Ermordung kündigt sich durch eine laut Drehbuch „fast ununterbrochene Kette von Mercedes SL" an, die wie die motorisierten Todesboten in Jean Cocteaus „Orphée"-Film in der Dunkelheit, mit abgeblendeten Scheinwerfern ihr Haus umkreisen. Das Ende wird durch einen Schrei und das Verlöschen des Lichtes in ihrem Appartement angedeutet.

„Auf der Straße gehen die Scheinwerfer aller Wagen an", lautet die Regie-Anweisung. „Alle Motoren springen an, und alle Wagen fahren davon." Nach dem Abgang des Mercedes-Konvois stimmen die Moritatensänger ihren letzten Song an. Auch sie haben mittlerweile vom deutschen Wunder profitiert: Während sie zu Anfang des Films noch in desperatem Zustand auf einem Bandoneon spielten, treten sie im Finale als smarte Unternehmer auf, die ihre Lieder mit Hilfe eines Tonbandgerätes vortragen. Sie singen:

Das Mädchen mit Namen Rosemarie,
das braucht jetzt kein Geld
mehr für Kost und Logis.
Aber wer von den Herren sie besessen,
wird sie lange nicht vergessen.

Wegen der Moritaten-Manier, in der Regisseur Thiele seinen Film drehen will, vermuteten einige Filmkritiker kühn, daß man der Geburt einer neuen (Film-)Dreigroschenoper entgegensehen könne. Aber Thiele selbst wies die Unterstellung zurück: „Die Dreigroschenoper war das Knurren eines hungrigen Magens. Unser Film wird ein Rülpser der Sattheit."

Drehbuch-Autor Kuby und Regisseur Thiele haben diese Interpretation in einigen Drehbuch-Szenen immerhin wörtlich befolgt. Sie schildern zum Beispiel eine ausgelassene Party in der Villa des Konzernchefs, dessen Gäste sich wie Kabarett-Karikaturen von der Bühne des Düsseldorfer „Kom(m)ödchen" aufführen:

Kellner: „Etwas Gänseleberpastete?"

Gast: „Ach nein, das darf ich nicht."

Kellner: „Etwas Roastbeef?"

Anderer Gast: „Ja gern. Aber ganz ohne Fett. Wissen Sie, meine Galle . . ."

Kellner: „Krabbensalat oder Aal?"

Dritter Gast: „Wollen Sie mich umbringen? Vielleicht ein bißchen Selleriesalat . . ."

Am Schwimmbecken hält ein Diener ein Tablett mit Medikamenten bereit, und die Gäste brauchen ihm nur ein Stichwort („Galle!") zuzurufen, um das nötige Pülverchen ausgehändigt zu bekommen.

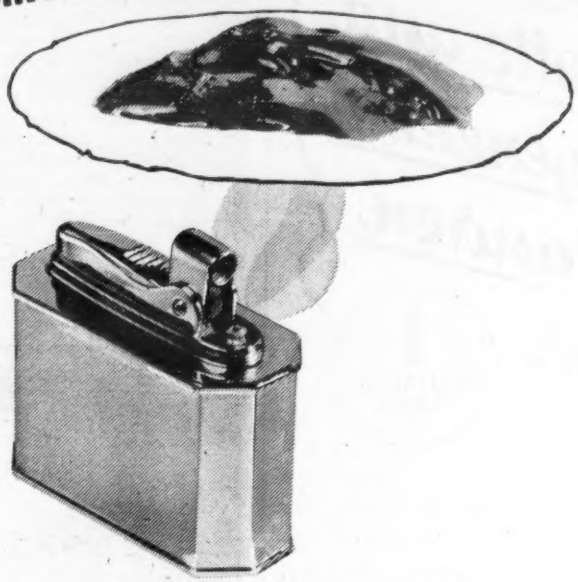
Mit solcherlei Einlagen suchen die Autoren ihren gesellschaftskritischen Anspruch zu rechtfertigen. Ihr „geistig moralisches Alibi" allerdings ist nach Auffassung Kubys der von ihm in die Handlung eingeführte Student, der der Nitribitt Bibelforscherzeitschriften ins Haus trägt und ihr — laut Drehbuch — offenbart, daß „Gott lebt".

Ursprünglich wollten die Filmleute ihre Boudoir-Ballade unter dem Titel „Rosemarie Nitribitt — die Liebe ist mein Geschäft" herausbringen. Aber die Protestresolutionen der Kinobesitzer-Organisationen veranlaßten die Produktion, einen Titel ohne die Vokabel „Geschäft" zu wählen: „Das Mädchen Nitribitt".

Auf den Namen Nitribitt gedachte man keinesfalls zu verzichten. Autor Kuby begründete diese Haltung in einer eigens einberufenen Pressekonferenz: Man müsse auch ohne Berücksichtigung kommerzieller

2

Hier sollten Sie mal tüchtig Feuer geben!



Was bedeutet das für SIE?

MARFAK, das CALTEX-Abschmierfett, läuft trotz starker Hitze nicht auseinander. MARFAK schützt die dem Verschleiß besonders ausgesetzten Teile Ihres Fahrzeugs sogar bei außergewöhnlicher Wärmeeinwirkung.

Das garantiert Vollschmierung und Vollschutz unter allen Betriebsbedingungen.

MARFAK — bewährt in über 70 Ländern der Erde — gibt es jetzt auch in Deutschland!

MARFAK Schmierdienst

Außerdem bieten Ihnen die von CALTEX ausgebildeten Tankstellen-Verwalter den speziellen MARFAK-SCHMIERDIENST „40 für 1". 40 sorgfältig ausgeführte Dienstleistungen . . . für den normalen Preis!

Lassen Sie sich an einer CALTEX-Tankstelle durch Tatsachen überzeugen.

CALTEX

MARFAK - ein weiches Kissen für Ihr Fahrzeug

150 glatte und angenehme Rasuren für 1 DEUTSCHE MARK 1950

Mit *Olivenöl und Glycerin* hergestellt und hervorragend parfümiert, gewährt Ihnen Palmolive-Rasierseife eine langanhaltende, glatte und angenehme Rasur. Kaufen Sie sich Palmolive-Rasierseife, und überzeugen Sie sich selbst, daß Sie bei täglichem Rasieren 5 Monate mit einer Stange Palmolive-Rasierseife auskommen.

MIT DEM HANDLICHEN FUSS

GOLDSCHLANGE
der königliche Wasserschlauch
PAGUAG

Gesichtspunkte schon deshalb zu dem Namen Nitribitt stehen — „Thomas Mann hätte ihn nicht besser erfinden können!" —, weil er eine „Disposition der Öffentlichkeit" ausdrücke und anspreche und mithin „der Aussage des Films die gewünschte Breitenwirkung verschafft".

Kurz vor Drehbeginn entschlossen sich die Filmleute allerdings doch, auf die Erwähnung des Namens im Titel zu verzichten und den Film unter dem neutralen Titel „Das Mädchen Rosemarie" herauszubringen. Man sei nach ausgedehnten Überlegungen zu der Überzeugung gekommen, erläuterte Kuby in der vergangenen Woche, daß nach den Zeitungsberichten über die Nitrit-Affären ein Filmtitel mit dem zum Verwechseln ähnlichen Wort Nitribitt „in der Bevölkerung auf inneren Widerstand" stoßen könne.

Vorerst allerdings droht dem Film der Widerstand kirchlicher Film-Stellen, deren Gutachten und Empfehlungen besonders in vorwiegend katholischen Regionen be-

Nitribitt-Autor **Kuby**
Moritaten aus der Halbwelt

trächtliche Auswirkungen auf die Kassen-Rapporte haben. Die „Katholische Filmkommission für Deutschland" verübelte dem Produzenten, der das Ignatius-von Loyola-Projekt offenbar nicht mit demselben begeisterten Schwung vorangetrieben hatte, „die gleichzeitige Beschäftigung mit einem Dirnen- und einem Heiligenleben". Derartige Praktiken, schrieb die Katholische Filmkommission in ihrem „Filmdienst", würfen „ein merkwürdiges Licht auf die spekulativen Absichten" der Produzenten.

Die Filmleute wehrten sich auf ihre Weise. Roxy-Filmproduzent Waldleitner drohte, er werde nunmehr auf die Verfilmung der Lebensgeschichte des Jesuitengenerals verzichten, und Autor Kuby stichelte, „die Empfindlichkeit gewisser Kreise gegen das Projekt Nitribitt kommt daher, daß sie mit Recht vermuten, der Kundenkreis dieses Mädchens könnte in unserem Film eine große Rolle spielen".

FORSCHUNG

LEBENSENTSTEHUNG

Ohne Eiweiß

Seit die Biochemie eine selbständige Disziplin der Wissenschaft geworden ist, haben die Biochemiker sich zu der Auffassung bekannt, daß die Entstehung von Eiweiß und die Entstehung des Lebens miteinander verknüpft sind. Das Eiweiß, jene hochkomplizierte Verbindung aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, galt nach den Erkenntnissen der Forscher als der chemisch faßbare Teil des Stoffes, an den das Leben gebunden ist. Da die Entstehung von Leben ohne die Entstehung von Eiweiß undenkbar erschien, glaubten die meisten Biologen, Chemiker und Astronomen, die über die Existenz von Leben auf anderen Planeten diskutierten, daß die Evolution auch auf anderen Gestirnen menschenähnliche Geschöpfe hervorbringen werde.

„Wir wollen einmal annehmen, daß heute abend ein Raumschiff aus den Tiefen des Alls unbemerkt in Ihrer Nähe gelandet sei", spekulierte deswegen der deutsch-amerikanische Raketenfachmann Willy Ley in einer seiner Schriften. „Angenommen, drei Wesen aus diesem Schiff spazierten in der Dämmerung an Ihrem Haus vorüber. Würden Sie kreischend zum Telephon laufen, um die Polizei zu rufen? Nein, viel wahrscheinlicher ist, daß Sie ihnen nicht einmal nachschauen würden."

Der englische Biologe Darlington erläuterte die Naturgesetzlichkeit der Entwicklung, die bei erdähnlichen Lebensbedingungen menschengleiche Geschöpfe hervorbringen würde: „Der Mensch ist nicht rein zufällig so gebaut. Es sind große Vorteile, auf zwei Füßen zu laufen, das Gehirn im Kopf zu haben und zwei Augen in der Höhe von 1,60 Meter. Wir müssen daher die Möglichkeit ernst nehmen, daß Pseudo-Menschen von unserem Aussehen auf anderen Planeten existieren."

Kürzlich veröffentlichte jedoch der britische Biochemiker Professor Pirie einige Thesen, mit denen er den Schulwissenschaftlern nahelegte, ihre orthodoxen Ansichten zu überprüfen. In der ostdeutschen Zeitschrift „Sowjetwissenschaft" publizierte der angesehene Forscher seine ketzerischen Überlegungen, die er bereits auf einer Wissenschaftler-Konferenz in Moskau vorgetragen hatte.

Der britische Forscher, der für den Prozeß der Lebensentstehung den Fachausdruck „Biopoese"* prägte, gestand seinen Kollegen zwar zu, „daß sehr wahrscheinlich die meisten oder sogar sämtliche Formen des Lebens Eiweiß benötigten". Er dozierte jedoch weiter: „Wenn sich das als richtig erweisen sollte, so hätte diese Tatsache für unsere Diskussion nicht mehr Bedeutung, als sie etwa die heute fast allgemein übliche Benutzung des Papiers für den Ursprung der Schrift oder der Gebrauch von Streichhölzern für das erste Feueranzünden hat."

Der Professor bekannte sich zu der Ansicht, daß Eiweiß-Synthese und Lebensentstehung nicht unbedingt gekoppelt zu sein brauchen. „Viele Leute haben sich derart geäußert, als sei das Problem der Entstehung des Lebens identisch mit der natürlichen Synthese von Eiweißkörpern", setzte Pirie seinen Kollegen auseinander. „Eiweißkörper sind (zwar) für die lebenden Organismen außerordentlich nützlich, weil sie beim Stoffwechsel die Rolle von äußerst wirksamen Katalysatoren spielen.

* Bios (griechisch): Leben, poiesis: Schöpfung.

Es gibt aber unzählige Katalysatoren, die auf ganz ähnliche Vorgänge einwirken, und dennoch keine Eiweißkörper sind."

Pirie belegte seine These, daß Leben auch auf der Basis anderer Katalysatoren und Grundstoffe entstehen könne, mit verblüffenden Exempeln. Er schilderte den versammelten Forschern Einzelheiten aus dem Raritäten-Register der irdischen Pflanzen- und Tierwelt: Der Professor erläuterte beispielsweise, daß Vanadium — ein Metall, das zur Legierung von Stahl benutzt wird — ein wichtiger Katalysator für die Lebensprozesse der Vorzeit-Tiere gewesen sein müsse. Denn Vanadium ist im Erdöl enthalten, das wiederum — wie die Wissenschaftler vermuten — aus Ablagerungen von Meerestieren entstanden ist. Das Metall Vanadium ist auch heute noch in den Blutkörperchen einiger Meerestiere (Seescheiden) enthalten, deren Lebensprozesse überdies beträchtlich von der Norm abweichen: Im Körper dieser Tiere pulsiert eine dreiprozentige Schwefelsäure.

Pirie suggerierte den Kongreßteilnehmern aber noch abseitigere Vorstellungen. Möglicherweise, meinte der Professor, existierten Lebewesen, deren Körper mit Hilfe des Elements Germanium aufgebaut worden seien. Die Kohlevorkommen bei der englischen Ortschaft Hartley enthalten nämlich größere Mengen dieses weißglänzenden Metalls, und Pirie vermutet, daß dieses Germanium von den Pflanzen stammt, aus denen die Kohle entstand. Piries langer Katalog biochemischer Kuriositäten enthielt auch Pflanzen, die Chlor und Fluor-Verbindungen herstellen.

Aus allen diesen Phänomenen zog der Professor den Schluß, daß es „hinsichtlich der mit der Entstehung des Lebens verknüpften Prozesse keine Basis für Dogmatismus gibt; meine Überzeugung ist, daß sich nicht einmal in bezug auf das *Material*, an dem sich diese Prozesse vollziehen, eine Basis für Dogmatismus bietet". Pirie schloß seinen Vortrag, der von den sowjetischen Wissenschaftlern als Sensation empfunden wurde: „Die Welt ist überraschender als wir uns vorstellen."

Biochemiker **Pirie**
Thesen über die Urwelt

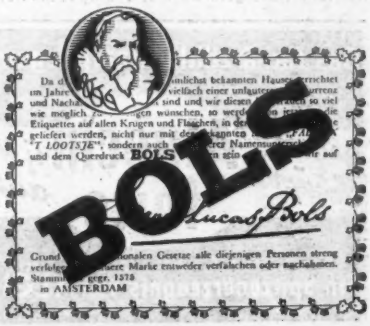
Seine These, daß Leben nicht nur auf der Basis von Eiweiß denkbar sei, ist auch für die Theorien über alles außerirdische Leben — falls es das gibt — von Bedeutung. Denn Piries These bekräftigt indirekt die üppigen Spekulationen der Verfasser von Science-Fiction-Romanen, in denen ferne Phantasiewelten — im Gegensatz zu den bisher gelehrten Theorien — mit Lebewesen aus einer utopisch-biologischen Gruselschau bevölkert sind:

Die Existenz von Wesen mit menschengleicher Intelligenz, denen Antennen aus den Schultern und Fangarme aus dem Rumpf sprießen, deren Kopf aus der Taille hervorragt, deren Muskeln Germanium-Verbindungen statt Eiweiß und deren Adern Fluor statt Blut enthalten, würde im Prinzip nicht länger den Evolutions-Theorien der Biologen widersprechen

Daß die wissenschaftliche Stichhaltigkeit der auf dem Moskauer Treffen vorgetragenen Thesen auch von den sowjetischen Forschern anerkannt wird, bekräftigte das aus sieben Wissenschaftlern bestehende Redaktionsgremium der Zeitschrift „Sowjetwissenschaft", die den Vortrag des Professors Pirie veröffentlichte: „Selbstverständlich führt ... der Weg zur Erkenntnis über Hypothesen, über mehr oder minder zwingende Annahmen. Für wilde Spekulationen aber war auf der Konferenz kein Platz. Man ließ... die Biopoese nicht zur Biopoesie werden."

Vorliebe für Gin

Domitian, ein römischer Kaiser und Miterbauer des Limes, ließ die Rebstöcke vernichten, um dem Ackerbau zu nützen; nicht wissend, daß er durch die Förderung des Getreidebaus späteren Generationen die Grundlage zur Destillation von Kornbranntweinen gab. Zu den edelsten dieser »strong waters« gehört der Gin. Von England aus trat er seinen Siegeszug durch die Welt an, und seit dieser Zeit ist er ein wesentlicher Bestandteil zahlreicher Mixgetränke. Daß er ohne jeden Partner auskommen kann, beweist der »Gin Sour«. Gemixt wird er aus zwei Likörgläsern BOLS SILVER TOP DRY GIN, dem Saft einer halben Zitrone, wenig oder gar kein Zucker, und zum delectablen Abschluß garniere man ihn mit einer Zitronen- oder Orangenscheibe. Das Haus Erven Lucas BOLS, Neuß am Rhein, hält für Sie eine Broschüre bereit, in der Sie noch viele Rezepturen herrlicher Drinks finden. Im neuen COCKTAIL SHAKER, gefüllt mit dem vorzüglichen BOLS SILVER TOP DRY GIN, haben Sie ein komplettes Mixgerät zur Hand, das als reizvollesGeschenk geradezu prädestiniert ist.



Für gute Freunde - BOLS

Sorgfältige Auswahl erlesener Ingredienzien, behutsames Destillieren nach altüberlieferten Originalrezepten, verbunden mit einer jahrhundertealten meisterlichen Erfahrung und Tradition – darin liegt das Geheimnis des unnachahmlichen Charakters aus Reinheit, Milde und Bouquet der in aller Welt geschätzten BOLS-Erzeugnisse.

Klare Sicht beim Autofahren
verschafft Ihnen eine
Rodenstock-Brille
mit TELECOLOR-Gläsern. An diesigen Tagen erscheint die Landschaft klar, kontrastreich u. in warmen, leuchtenden Farben.
Erhältlich beim Fachoptiker

OPTISCHE WERKE G. RODENSTOCK MÜNCHEN

Jedes Jahr einen neuen -- oder einen ringgebundenen Dauerkatalog
LIEBOLD-MECHANIKEN·ESPELKAMP-MITTWALD/WESTF
Wir vermitteln gern namhafte Ringbuch-Hersteller

Das fachärztliche Haarpflegemittel
gegen Schuppen Alpecin forte u. Haarausfall
Ein Spitzenerzeugnis von ALCINA

SCHRIFTSTELLER

TUCHOLSKY

Djchter oder Humorist?

Man soll sie nicht kennen", verlangte der Schriftsteller Kurt Tucholsky — und meinte damit die Damen, mit denen er es zu tun hatte und von denen er einige, mehr oder minder genau, in seinen Zeitungsbeiträgen und Erzählungen konterfeit hat.

Mehr als zwei Jahrzehnte, nachdem sich der satirische Schriftsteller 1935 schwermütig-resignierend in der schwedischen Kleinstadt Hindas vergiftet hat, sind aber doch zwei seiner Weggefährtinnen ins öffentliche Interesse gerückt:

- ▷ Mary Gerold-Tucholsky, die zweite Frau des Schriftstellers, von der er sich hatte scheiden lassen, die er jedoch in seinem Testament zur Erbin bestimmte. Frau Mary verwaltet heute ein „Tucholsky-Archiv" in Rottach-Egern am Tegernsee.
- ▷ Lisa Matthias, die in Stockholm wohnende, geschiedene Frau des Reiseschriftstellers Leo Matthias.

Beiden Frauen gemeinsam ist die Bemühung, den Freunden Tucholskys ein nach ihrer Ansicht möglichst zutreffendes Bild des Schriftstellers zu vermitteln — Frau Mary Gerold-Tucholsky, indem sie die Veröffentlichung einer Tucholsky-Deutung zu verhindern versucht, jedenfalls soweit diese Deutung als Vorwort zu einer Tucholsky-Anthologie gedruckt werden soll; Frau Lisa Matthias, indem sie — unter dem Titel „Kurt Tucholskys Lottchen schaltet sich ein" — einen „Beitrag zur Biographie" des Schriftstellers publik machte. Mit diesem Beitrag aber griff Lisa Matthias — ungewollt — in die Diskussion ein, die sich an der von Mary Gerold-Tucholsky beanstandeten Tucholsky-Deutung entzündet hat.

Lisa Matthias, die in Stockholm einen bibliophilen Buchklub unterhält, plante zunächst nichts anderes, als eine der „frommen Lügen" des 1890 geborenen Tucholsky vor aller Öffentlichkeit freundschaftlich als „eine sogenannte dichterische Freiheit" aufzuklären — die Frage nach den Vorbildern, die Tucholsky für seine erfolgreiche, 1931 veröffentlichte Erzählung „Schloß Gripsholm" verwendete.

„Außer einem etwas vagen Modell zum ‚Karlchen' (einer Figur aus der Erzählung)", so hatte Tucholsky in einem Brief behauptet, „und der Tatsache, daß es wirklich ein ‚Schloß Gripsholm' gibt, in dem ich nie gewohnt habe, ist so ziemlich alles in dieser Geschichte erfunden." Das aber, so gab Frau Matthias in ihrer Anfang des Jahres zunächst im Westberliner Rias verbreiteten Sendung bekannt, stimme nicht. Die weibliche Hauptperson der Liebesgeschichte „Schloß Gripsholm" sei „absolut keine Erfindung. Lydia oder, wie sie ja immer wieder genannt wird, die Prinzessin, ist zu 70 Prozent nach dem Leben gezeichnet" — nach dem lebenden Vorbild Lisa Matthias nämlich.

Tucholsky-Interessenten wurden von Frau Matthias obendrein darauf aufmerksam gemacht, daß die Autokennzeichen „I A 47407" — ihnen hatte Tucholsky seine „Gripsholm"-Erzählung zugeeignet — dem Frau Matthias damals eigenen Wagen zugehörten. Die langjährige Weggefährtin des Schriftstellers bekannte sich obendrein dazu, das Vorbild des „Lottchens" gewesen zu sein, jener etwas schusseligen und redseligen, nicht eben monogamen und in Geldsachen recht zerstreuten Heldin zahlreicher Feuilletons, die Tucholsky zunächst in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichte und die seitdem immer wieder nachgedruckt werden. Lisa Matthias wies allerdings ausdrücklich darauf hin: „Das Lottchen ist in Wirklichkeit keineswegs schusselig, sondern resolut gewesen."

Aus unbestritten genauer Kenntnis des Schriftstellers konnte Lisa Matthias auch anmerken, Tucholsky sei „ein großer Neurastheniker" gewesen: „Es konnten aber manchmal Monate vergehen, in denen Tucholsky nicht eine Zeile produzierte. Dann lief er von Arzt zu Arzt oder verbrachte einige Zeit im Sanatorium — oder aber er besuchte seine verschiedenen Freundinnen."

Mit dieser Darstellung bestätigte Tucholskys Lottchen eine Bemerkung des Schriftstellers Hermann Kesten. In seinem Tucholsky-Essay, der inzwischen zu einem Rechtsstreit mit Frau Mary Gerold-Tucholsky geführt hat, schrieb Kesten, Tucholsky habe an einer Stirnhöhlenentzündung gelitten, „einem bei Neurotikern so häufigen Leiden, daß manche Psychiater es für ein eingebildetes Leiden mancher Neurotiker halten".

Diese Anmerkung gehört zu den von Mary Gerold-Tucholsky beanstandeten Details jenes Textes, den der heute 58jährige Romanautor Hermann Kesten („Die Kinder von Gernika") verfaßte. Kesten, der wie Tucholsky vor 1933 zu den Autoren der linksradikalen Wochenzeitschrift „Die Weltbühne" gehörte und wie Tucholsky nach 1933 aus Deutschland emigrierte, hatte für die „Büchergilde Gutenberg", die zu diesem Zweck die Lizenz vom Rowohlt Verlag erworben hatte, eine Auswahl von Tucholsky-Texten zusammengestellt. Für den Auswahlband hatte Kesten aber obendrein ein Vorwort geschrieben, in dem er seine Deutung des Phänomens Tucholsky bekanntzumachen wünschte — eine Deutung, die sich freilich von einer Lobeshymne auffällig unterschied.

Tucholsky, so findet Kesten etwa, „hatte die wahre Weltanschauung des großen

Satiriker **Tucholsky**
Nachspiel zu einem Vorwort

Vorwort-Autor **Kesten**
„Jeder Satz eine Giftspritze"

Haufens. Er lachte über dieselben Dinge wie Hans und Grete ... Er dachte wie Hinz und Kunz, wenigstens wie Hinz und Kunz hätten denken sollen. Er ist einer der wenigen brauchbaren deutschen Volksschriftsteller, bei denen man nicht vor Langerweile stirbt ... Martin Luther sah dem Volk aufs Maul, wenn er schrieb. Kurt Tucholsky hatte es gar nicht nötig. Er hatte den losen Mund und die kesse Lippe und das große Maul des Volks."

Kestens Essay ist keineswegs als eine Abwertung gedacht; auch nach der Meinung des gegenwärtig in Rom lebenden Schriftstellers sind Tucholskys Texte „heute so amüsant, so unterhaltend geblieben, wie sie damals waren, vor 25 oder 40 Jahren, weil das Allgemeine, das Typische, die Psychologie des Alltags und des Durchschnitts noch frisch sind, weil der Witz und die Banalität des Humoristen Tucholsky noch nach einem Menschenalter treffen und stimmen. Die Leute sind immer noch so banal und komisch, wie es Tucholsky und seine Zeitgenossen selber waren."

Aber diese generelle Zustimmung hinderte den Romanautor Kesten nicht, sich seinem Gegenstand, dem zu seiner Zeit unter fünf Namen — Kurt Tucholsky, Theobald Tiger, Peter Panter, Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser — publizierenden Satiriker mit dem Instrumentarium des Literaturhistorikers zu nähern: „Tucholsky", so ordnet Kesten ein, „war ein professioneller, ein perpetueller Humorist des Alltags, speziell des deutschen Alltags. Er ist respektlos und voller Ideale, immer auf der Oberfläche und ohne Illusionen, auch seine Erotik ist schnoddrig und sentimental. Er beschreibt das Generelle und Ganzverständliche, ist nie profund und selten ganz verkehrt, stets verständig wie alle lachende Banalität, stets komisch ...

„Er hielt sich für einsam, enttäuscht und weltfurchtsam. Aber er war schwatzhaft wie ein Journalist oder dessen Privatsekretärin, naiv wie ein Idealist in Deutschland, weltkühn, wie es nur Moralisten sind. Wie alle Vielschreiber war er grundgesellig und ein Menschenfreund. Er gehörte zu jenen Einsamen, die überall sogleich einen ‚Klub der Einsamen' gründen."

Zu Beginn dieses Jahres verschickte die „Büchergilde Gutenberg" aus Frankfurt die ersten Probe-Exemplare ihrer von Hermann Kesten besorgten Tucholsky-Auswahl, der Kesten sein Vorwort vorangestellt hatte. Gegen dieses Vorwort — nicht aber gegen die Auswahl — protestierte sogleich Frau Mary Gerold-Tucholsky, und der Rowohlt Verlag, der seine Rechte auf Tucholskys Texte der „Büchergilde Gutenberg" für eine Lizenz-Ausgabe überlassen hatte, schloß sich dem Protest der Erbin an. Der Verlag Rowohlt beantragte gegen die „Büchergilde Gutenberg" eine „Einstweilige Verfügung", die allerdings bei einem vorbereitenden Termin für erledigt erklärt wurde, weil die Büchergilde die Auslieferung der Sammlung freiwillig bis zur Klärung der Differenzen hinauszögern will.

Der Essay-Autor Kesten aber weigerte sich, sein Vorwort aus der Tucholsky-Anthologie wieder zu entfernen oder es zu verändern, und so kam es inzwischen zu einer Klage der Tucholsky-Erbin und des Verlages Rowohlt gegen die „Büchergilde Gutenberg". Wenn es nach einem Zwischentermin, der Mitte Mai stattfinden soll, zu keiner Einigung zwischen den Parteien kommt, wird die 15. Zivilkammer des Landgerichts Hamburg darüber entscheiden müssen, ob die Büchergilde den Tucholsky-Band mit Kestens Essay herausbringen darf oder nicht.

Mary Gerold-Tucholsky und der Verlag Rowohlt begründen ihre Klage gegen die Büchergilde auf Unterlassung im wesentlichen damit, daß sie ihre Rechte an Tucholsky-Texten nur für eine Lizenz-Ausgabe hergegeben hätten, zu der jedenfalls nicht ohne ihre Einwilligung ein „eigenständiger Text" gestellt werden dürfe. Hilfsweise ist beantragt, das Gericht möge untersuchen, ob Kestens kritischer Essay noch den Charakter eines Vorworts erfülle. Die klagenden Parteien sind der Ansicht, Kestens Einleitung sei geeignet, den Menschen und Schriftsteller Tucholsky „bei breitesten Leserkreisen zu diffamieren".

Vierzig Stellen des Vorworts hat Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, der 50jährige Juniorchef des Rowohlt Verlages, in seinem Exemplar des Auswahl-Bandes angestrichen, das er dann an Hermann Kesten schickte. Jede einzelne dieser Stellen, erläutert Ledig, würde für sich genommen nur bescheidenen Schaden anrichten. Aber der „Gesamttenor" könne bei solcher Einführung in einem populären Auswahl-Band nicht hingenommen werden.

Frau Gerold-Tucholsky beschränkt ihr Mißfallen dagegen nicht auf vierzig Stellen, sie findet, daß „jeder einzelne Satz eine Giftspritze" sei. Frau Tucholsky empfindet als besonders boshaft, daß Kesten dem streitbaren Pazifisten Tucholsky die Teilnahme am ersten Weltkrieg und ein Gedicht zugunsten der fünften Kriegsanleihe aufrechne. Ledig-Rowohlt rügt als überflüssig, daß Kesten Tucholskys Mitarbeit an dem Berliner Witzblatt „Ulk" so hervorhebe, eine Mitarbeit, die Tucholsky schon in jungen Jahren und aus Grundsatz aufgekündigt habe. Frau Tucholsky und Ledig gemeinsam stoßen sich besonders an der Formulierung Kestens über die Produktion jener scheinbar fünf Autoren, unter deren Namen Tucholsky in der „Weltbühne", zuweilen auch in der „Vossischen Zeitung" und im „Berliner Tageblatt" schrieb: „Es (die fünf) waren feuilletonistische Anhänger von Einstein und Freud, abtrünnige Vorzugsschüler von Karl Marx und Friedrich Nietzsche. Manche gingen wochentags zum

k. o. den Schmerzen

Melabon schafft es in den ersten Runden! Meist genügt eine Kapsel, denn Melabon geht die Schmerzursache direkt an und bekämpft die Schmerzen mit schlagendem Erfolg! Willensstärke allein genügt nicht bei Kopfschmerz, bei Frauenschmerzen, bei Rheumaqualen. Doch Melabon schafft es! Deshalb k. o. Ihren Schmerzen durch

Melabon
in der Kapsel.

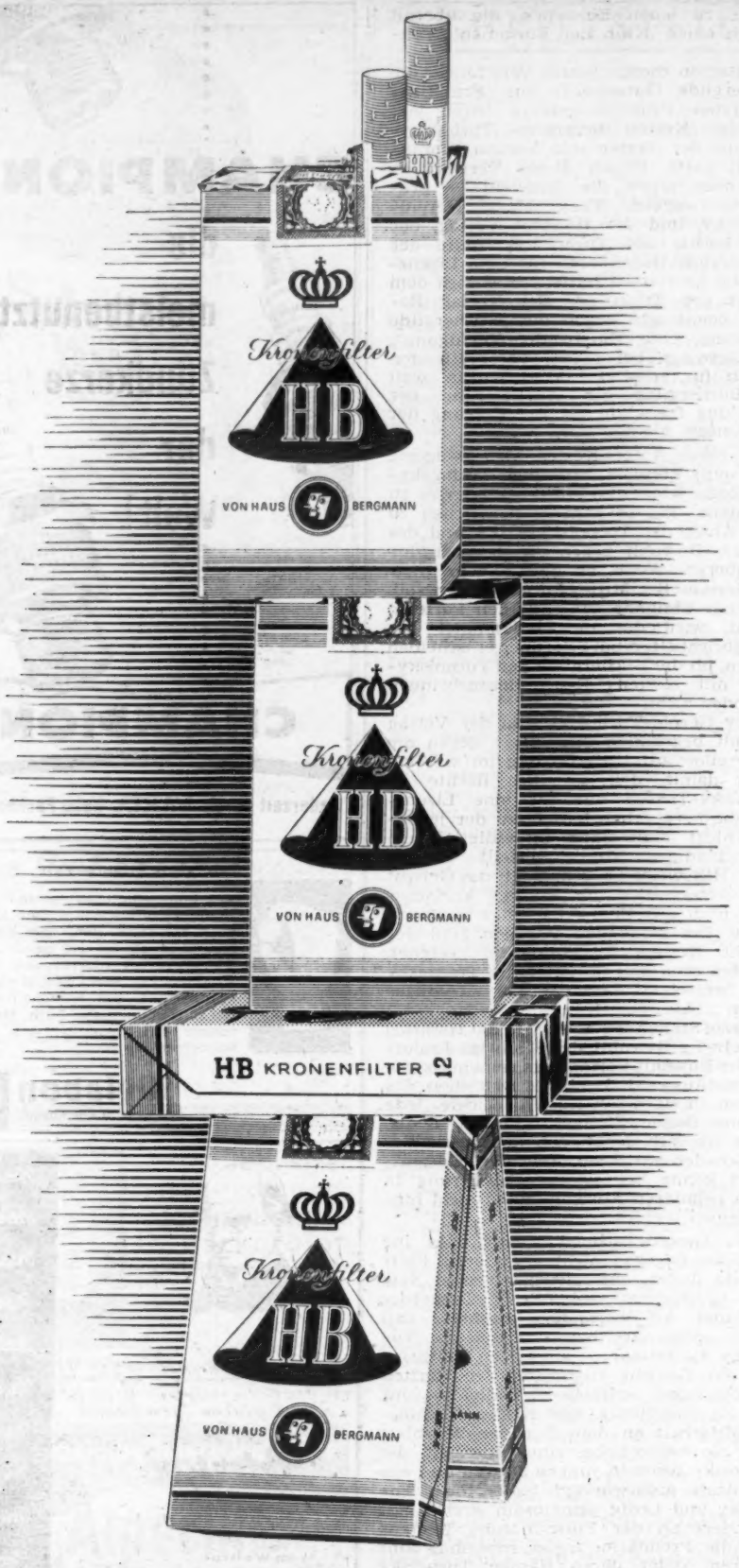
Für Männer mit gutem Geschmack

Peterson

der englische Mixture von Weltruf

Peterson

In jedem guten Fachgeschäft erhältlich.



Frohen Herzens genießen

HB 802 **...eine Filter-Cigarette die schmeckt**

Psychoanalytiker und sonntags zum Klassenkampf."

Tatsächlich hatte Kesten, der nach seiner Emigration leidenschaftlich für seine politischen Ideale eintrat, den resignierten Selbstmord Tucholskys nicht billigen mögen. Kesten zitiert aus Tucholskys Abschiedsbrief: „... Ich habe über das, was (nach 1933 in Deutschland) geschehn ist, nicht eine Zeile veröffentlicht . . . Es geht mich nichts mehr an. Es ist nicht Feigheit — was dazu schon gehört, in diesen Käseblättern zu schreiben . . ."

Mit „Käseblättern", so kommentiert Kesten, habe Tucholsky „natürlich die Zeitungen und Zeitschriften der Exilierten" gemeint, an denen Kesten freilich mitarbeitete und in denen, nach Kestens fester Überzeugung, „während der Hitler-Jahre das schönste Deutsch geschrieben wurde, von Deutschlands besten, tapfersten, weltbedeutenden Journalisten und Dichtern und Professoren ... Es ist ein tragisches Los, in eben dem Augenblick zu verstummen, da ein Schriftsteller mehr Grund als je hatte zu schreiben."

Da die in Berlin redigierte Zeitschrift „Der Monat" in ihrem Februar-Heft den inkriminierten Tucholsky-Essay Kestens vorwegdruckte, ist der Streit über dessen Recht oder Unrecht inzwischen zu einer öffentlichen Diskussion gediehen. Im „Monat" meldete sich ein Professor aus den Vereinigten Staaten zum Wort und ließ wissen, daß er, wäre der Aufsatz von einem seiner Studenten verfaßt, den Autor hinauswerfen und von einem Psychiater untersuchen lassen würde. Ein Mann, dem Tucholsky-Forschungen zum Doktortitel verholfen haben, fand, die Nationalsozialisten hätten Tucholsky doch wenigstens ernst genommen — was er bei Kesten nicht konstatieren könne.

Dr. Fritz J. Raddatz aus Ostberlin, der eine in der Sowjetzone erschienene fünfbändige Tucholsky-Ausgabe verantwortet, zensierte Kestens Text als würdelos. Klaus-Peter Schulz, ein Rundfunkautor, der auch eine Tucholsky-Sendung verfaßt hat, argwöhnte: „Erträgt er (Kesten) es nicht, daß die Massen, zu deren Sache sich Tucholsky stets als brüderlicher Freund bekannte, sich nun mehr und mehr zu ihm (Tucholsky) bekennen? Möchte er verhindern, daß für Hunderttausende — besonders junger Menschen — hinter dem Zeitkritiker, dem Satiriker und Essayisten Kurt Tucholsky, der die Fülle seiner Phantasie hauptsächlich in die kleine Form verströmte, mit dem allmählichen Überblick über sein Gesamtwerk die Gestalt eines Dichters von Format immer deutlicher hervortritt?"

In einem „Offenen Brief" an Frau Mary Tucholsky, den die Hamburger Studentenzeitschrift „konkret" abgedruckt hat, äußerte der 72jährige politische Publizist Kurt Hiller, der seinem Hang zu boshaften Formulierungen gern die Zügel schießen läßt, über Kesten: „Solch schlichter Schnodderer mit Schleiflack, meine ich, hat kein Recht, sich über Kurt Tucholsky zu erheben, ihn zum Humoristen zu verniedlichen und von ihm zu behaupten, er sei ‚immer auf der Oberfläche'." Hiller findet, höchstens Nietzsche, nicht aber Kesten, hätte ein Recht gehabt, sich kritisch über Tucholsky zu verbreiten.

Offenbar in Unkenntnis des unverdächtigen Zeugnisses von Lisa Matthias, die über Jahre Tucholskys Wege begleitete — daß nämlich der Autor Tucholsky „ein großer Neurastheniker" gewesen sei —, polemisierten sowohl „Monat"-Leser wie Hiller vor allem gegen Kestens diesbezügliche Bemerkung. Schimpfte Hiller: „Diese hinterhältige Art der halben und hypothetischen Verdächtigung stinkt ja, während

eine gerade, klare, offene, ehrliche Verleumdung nur schlecht riechen würde."

Der Tucholsky-Kritiker Hermann Kesten betrachtet die Äußerungen seiner Gegner mit einiger Gelassenheit: „Der Witwe mag man nachsehn, wenn sie ihren schon so lange verstorbenen und schon vorher verlorenen Gatten mit Hölderlin verwechselt", erläutert er. „Aber welche Märchenfigur will der Verlag Rowohlt aus dem schnöden Berliner Humoristen ‚Tucho' (wie seine Freunde den Tucholsky hießen) machen, wenn ihm sogar mein Vorwort ‚diffamierend' erscheint?"

Nicht ohne gut entwickeltes Autoren-Selbstbewußtsein findet Kesten: „Wenn ich meinen Rang und Ruf so gerecht beurteile wie die Schriften von Tucholsky und die bisherige Literatur über ihn, so scheint mir mein Vorwort ein wahrer Glücksfall für den Ruhm von Tucholsky zu sein, und für alle Leser von Tucholsky und für die

Schriftstellertrau **Lisa Matthias**
„Tucholskys Lottchen schaltet sich ein"

materiellen Erben und Nutznießer von Tucholsky."

Kesten hält für sicher, daß Tucholsky, mit dem er an der „Weltbühne" einträchtig zusammengearbeitet hatte, seinen Essay billigen würde: „Da Kurt Tucholsky nicht dumm war, wäre er stolz und glücklich gewesen ... Wenn ich es recht übersehe, so ist mein Vorwort die eindringlichste, feurigste, witzigste Darstellung seiner Person und Einführung in sein Werk und wahrscheinlich auch die für sein Werk und seinen Ruhm nützlichste ..."

Hierzu meint Ledig-Rowohlt: „Wir haben nach dem Krieg über eine Million Tucholsky-Bände verkauft. Da kommt der Ruhm, den Herr Kesten dazu stiftet, ziemlich spät." Im übrigen hofft er noch immer, daß es zu einer Einigung mit Kesten kommen werde. Kesten zählt zu den Autoren, die Rowohlt verlegt.

MUSIK

URHEBERRECHT

Ein Bumm

Wie ein vielleicht einziger Schlag auf die Pauke während eines Konzerts juristisch zu qualifizieren sei, wenn dieser Schlag auf ein Tonband aufgenommen wird — diese Frage ist Bestandteil einer Auseinandersetzung, mit der sich nächstens eine oberste deutsche Gerichtsbehörde befassen muß: der Bundesgerichtshof in Karlsruhe. Daß unter anderem diese Frage bisher noch nicht in letzter Instanz beantwortet wurde, hat zu einem für viele Rundfunkhörer und viele Musiker unerquicklichen Zustand geführt. Seit etwa zwei Jahren ist es nahezu unmöglich, über irgendeinen deutschen Rundfunksender Musikdarbietungen aus der Berliner „Städtischen Oper" und Konzerte eines der am besten renommierten deutschen Orchester zu hören: der Berliner Philharmoniker.

Verursacht wurde dieser Zustand durch Honorarforderungen, die Orchestermitglieder der „Städtischen Oper" an den „Sender Freies Berlin" stellten und denen sich die Mitglieder des „Berliner Philharmonischen Orchesters" aus prinzipiellen Erwägungen anschlossen. Der „Sender Freies Berlin" hatte am 4. und 11. Dezember 1955 in der „Städtischen Oper" Aufführungen von Mozarts „Figaros Hochzeit" auf Tonbändern mitgeschnitten und zuvor bei der Intendanz die Genehmigung erwirkt, die Aufführung zu einem späteren Zeitpunkt zu senden. Zwischen Opernintendanz und Sender war ein Honorar von 5000 Mark vertraglich vereinbart worden. Ein Teil dieses Honorars sollte dem Land Berlin — gewissermaßen dem „Opern-Unternehmer" —, ein anderer Teil dem Dirigenten überwiesen werden. Eine Honorarbeteiligung der Orchestermitglieder, die von der landeseigenen „Städtischen Oper" besoldet werden, war im Vertrag nicht vorgesehen.

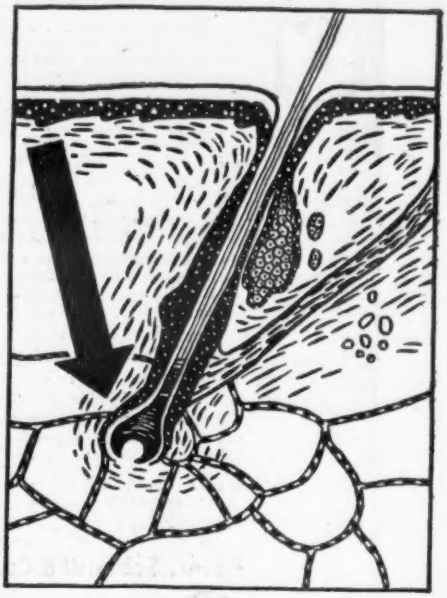
Mit dieser Regelung, die ihnen eine erhoffte Zusatzeinnahme vorenthielt, waren aber die Orchestermitglieder nicht einverstanden. Sie verlangten vom „Sender Freies Berlin" auch für sich einen Anteil am Sendehonorar und begründeten ihren Anspruch mit einem Hinweis auf den durch eine Novelle von 1910 in das Urhebergesetz eingefügten Paragraphen 2 Absatz 2. Er lautet: „Wird ein Werk der Literatur oder der Tonkunst durch einen persönlichen Vortrag auf Vorrichtungen für Instrumente übertragen, die der mechanischen Wiedergabe für das Gehör dienen, so steht die auf diese Weise hergestellte Vorrichtung einer Bearbeitung des Werkes gleich."

Die Gesetzgeber des Jahres 1910 verstanden unter derartigen „Vorrichtungen" ohne Zweifel in erster Linie Schallplatten, denen heute sinngemäß die damals noch nicht erfundenen Tonbänder gleichzusetzen wären. Die Orchestermitglieder der „Städtischen Oper" argumentierten, daß ihre Mitwirkung bei der Bandaufnahme einem persönlichen Vortrag gleichzustellen sei. Nach Rechtsprechung und juristischer Fachliteratur gilt der persönliche Vortrag als ein Rechtsgut, an dem der Vortragende ein sogenanntes „fiktives Bearbeiterurheberrecht" erwirbt. Ein solches Bearbeiterurheberrecht wird in der Regel nur gegen Honorar abgetreten.

Der „Sender Freies Berlin" wollte aber dieser Argumentation nicht folgen und lehnte ab, die Musiker zu honorieren. Nach seiner Ansicht war ein „fiktives Bearbeiterurheberrecht", aus dem sich Honoraransprüche ableiten ließen, nur dem Diri-

18

Aufbaustoffe ernähren die Haarwurzeln



Unser Haar besteht aus Keratin, einer Hornsubstanz, die sich aus 18 Aufbaustoffen, sogenannten Aminosäuren, zusammensetzt. Werden durch den Blutkreislauf diese Aufbaustoffe den Haarwurzeln in unzureichender Menge zugeführt, dann stirbt das Haar ab und fällt aus. Neo-Silvikrin, die wissenschaftliche biologische Haarnahrung, enthält in richtiger Zusammensetzung alle 18 Aufbaustoffe des Haares. Hierauf gründen sich die außerordentlichen Erfolge von Neo-Silvikrin.

Und dies ist wichtig: Neo-Silvikrin enthält nicht nur die 18 Aufbaustoffe, aus denen das Haar zusammengesetzt ist, sondern die Wissenschaft hat eindeutig und einwandfrei bewiesen: Die Wirkstoffe von Neo-Silvikrin gelangen bis in die Haarwurzeln und sind im neu nachwachsenden Haar enthalten! Es führt ein Weg zu neuem Haarwuchs: die richtige Ernährung der Haarwurzeln durch

Neo-Silvikrin

die biologische Haarnahrung

Neo-Silvikrin ist das erste Haarpräparat, bei dem mit Methoden moderner Strahlenanalyse nachgewiesen wurde, daß seine Wirkstoffe tatsächlich bis in die Haarwurzeln gelangen und im neu nachwachsenden Haar enthalten sind.

N-6-58-Ge

In jedem guten Fachgeschäft zu DM 8.85.